Philos. 2
5131

Erste Nahrung für den gesunden Menschenverstand,

von

Karl Traugott Thieme,
Rektor der Schule zu Löbau.

Fünfte verbesserte Auflage.

Wien und Leipzig. 1800.

Vorrede

zur dritten Auflage.

Anstatt die Vorreden zur ersten und zweiten Auflage dieses Buchs von Wort zu Wort wieder abdrucken zu lassen, will ich den Theil ihres Inhalts, der jetzt noch interessirt, ins Kürze fassen, und das hinzufügen, was ich in Bezug auf diese dritte Auflage etwa zu sagen habe.

Ich hatte das Geschäft übernommen, ein Kind deutsche Druckschrift lesen zu lehren. Dazu verlangte ich ein Buch, darin nur solche Dinge, die meinem Schüler entweder aus dem gemeinen Leben, oder durch vorhergegangenen Unterricht bekannt und geläufig waren, und zwar in einer Sprache vor-

getragen wären, die der damaligen Sprachkenntniß meines Lehrlings angemessen war. Denn es ist einleuchtend, daß die Erlernung und Uebung des Lesens dem Kinde bei einem solchen Buche weit leichter werden muß, als wenn ihm unbekannte Sachen mit unbekannten Worten und Redensarten vorgelegt werden. Ich fand kein solches Buch, und konnte keines finden: denn, wie durfte ich erwarten, daß irgend ein Schriftsteller sein zum Gebrauche Vieler bestimmtes Buch den individuellen Bedürfnissen meines Lehrlings angepaßt haben sollte? Um also diesem genug zu thun, brachte ich die dermaligen Kenntnisse meines Schülers, deren wahren Umfang sowohl, als sein dadurch bestimmtes Fassungsvermögen ich auswendig wissen mußte, zu Papiere, und ließ sie drucken. So entstand dieses Büchlein. Ich glaube, daß es auch in seiner gegenwärtigen Gestalt bei dem Unterrichte der Kinder nützlich seyn kann:

Erstlich, um Lehrern, die hierin nicht eigenen Grundsätzen folgen können, zu zeigen, was Kinder durch mündlichen Unterricht lernen können und wissen sollen, ehe sie

lesen lernen. Lehrt man sie lesen, ehe sie die Dinge wissen, welche in gegenwärtigem Buche enthalten sind; so erlernen sie eine Kunst, die sie zu nichts brauchen können: denn, wie sollen sie im Stande seyn Bücher zu lesen, und zu verstehen, wenn sie nicht einmal von den Gegenständen des gemeinen Lebens Kenntniß haben? —

Zweitens, um den Kindern selbst die Erlernung des Lesens zu erleichtern: denn das Geschäft wird ihnen viel interessanter und angenehmer, wenn sie in dem Buche, das ihnen vorgelegt wird, auf lauter Sachen stossen, die ihnen schon bekannt sind.

Daß übrigens, bey allem Unterrichte der Kinder, Unterhaltungen, durch welche die Sinne geschärft, und die Denkkraft entwickelt wird, die einzig zweckmäßigen seyen; das bedarf keines Beweises. Wenn der Verstand bei vielen Menschen gleichsam im Keime verdirbt, so ist gewiß nichts anders daran Schuld, als daß man ihm zur Zeit des ersten Wachsthums kraftlose und unverdauli-

che

che Nahrung giebt: denn, gleichwie es unmöglich gute Säfte geben könnte, wenn man einen Säugling anstatt der Muttermilch Brandwein oder Kartoffeln geniessen liesse; also kann es unmöglich gesunde Begriffe geben, wenn man Kinder mit lateinischen Vokabeln, dogmatischen Sprüchen der Bibel, Worten des Katechismus, Namen der Länder, Städte und Flüsse, und dergleichen Gedächtnißkrame quält. Für die gegenwärtige dritte Auflage habe ich den ersten Theil des Buches umgearbeitet, einige Kapitel hinzugefügt, die beibehaltenen erweitert, die Gegenstände besser geordnet, und den Ausdruck noch mehr gereiniget. Nach diesen Veränderungen glaube ich, daß sich das Buch nun wohl zum ersten Lehrbuche für Kinder qualificiren wird, ohne darum seine erste Bestimmung, als Stoff zur ersten Leseübung, zu verlieren.

Auch die angehängten Gespräche haben einige Veränderungen erfahren. Einige sind ganz — z. B. Wesen, Seele, Glückseligkeit ꝛc. — und aus Andern die häufigen Beziehungen auf Gegenstände der Religion wegge-

gelassen worden, weil ich bei fortgesetzter Beobachtung davon überzeugt worden bin, daß es schwer, oder vielmehr ganz unmöglich ist, Kinder von diesen Gegenständen etwas mehr als Worte nachbeten zu lehren. — Dagegen habe ich einige andere Gespräche beigefügt, denen man die nähere Beziehung auf den Inhalt des ersten Theils leicht ansehen wird. Die in der ersten und zweiten Auflage vorkommenden sogenannten Höflichkeitsformeln habe ich abgeändert, weil sie in dem Munde eines Kindes affektirt klingen: den Papa und die Mama habe ich durchaus in Vater und Mutter umgeschaffen, und ausserdem den Gesprächen alle mir mögliche Popularität zu geben gesucht.

Ich begreife wohl, daß diese Veränderung des Buchs den Besitzern der zweiten Auflage einige Unbequemlichkeit verursachen wird, und das thut mir Leid. Allein, da seit der zweiten Auflage dreizehn Jahre verflossen sind, und ich diese Zeit über nicht aufgehört habe, über die Belehrung der Kinder zu beobachten und nachzudenken; so konn-

te es nicht anders seyn, als daß ich in der bisherigen Gestalt meines Buchs viele Unvollkommenheiten finden mußte. Und, wenn ich einmal mir eine Versündigung am Publikum erlauben sollte, indem ich entweder das Buch mit allen seinen Mängeln und Fehlern wieder abdrucken ließ; oder diejenigen, die ferner Gebrauch davon machen wollen, zu neuer Anschaffung desselben nöthigte: so glaubte ich für die letztere mit dem meisten Rechte um Verzeihung bitten zu dürfen. Sollte ich noch eine Auflage dieses Buchs erleben; so wird sie gewiß ohne beträchtliche Veränderung erscheinen. Löbau, in der Ober-Lausitz, am 6ten August 1794.

Erster

Erster Abschnitt.

Von dem Menschen.

Ich bin ein Mensch. Menschen können sich bewegen, empfinden und denken. Dieses alles kann auch ich.

Alles, was ich an mir selbst bewegen kann, zusammen genommen, heißt mein Leib. Er hat drei Theile, nemlich Kopf, Rumpf und Glieder.

Der obere Theil meines Kopfes heißt der Schedel, und ist mit Haaren bewachsen. Das mittelste Fleckchen des Schedels heißt der Wirbel. An beiden Seiten sind die Schläfe und die Ohren. Vorn ist das Angesicht. Da sehe ich die Stirne, die Augen mit den Augenbramen und Augenliedern, die Nase, den Mund mit den Lippen, die Wangen und das Kinn. Inwendig im Munde ist die Zunge, das Zahnfleisch, der Gaum und der Schlund.

Zwischen dem Kopfe und dem Rumpfe ist der Hals, die Gurgel oder Luftröhre, die Kehle, der Nacken oder das Genick.

Der Rumpf hat zwei Theile: den Oberleib und den Unterleib. Zum Oberleibe gehören die Schultern, der Rücken, die Seiten, die Brust: zum Unterleibe aber der Bauch, die Hüften und das Kreuz.

Die

Die Glieder meines Leibes sind: zwei Arme und zwei Beine. Jeder Arm hat drei Theile: Oberarm, Unterarm und Hand. An der Hand sind fünf Finger. Sie heissen: der Daum, der Zeigefinger, der Mittelfinger, der Goldfinger und der kleine Finger. Zu den Beinen gehören die Schenkel, die Beine, das Schienbein, die Wade, die Knöchel, und die Füße, Fersen, Fußsolen. An jedem Fuße sind fünf Zehen.

Mein ganzer Leib besteht aus festen und flüssigen Theilen.

Die festen heissen: Knochen, Muskeln, (Fleisch) Nerven, Drüsen, Adern, Sehnen, Eingeweide, Haut, Haare, Nägel.

Knochen am Kopf sind: die Hirnschale, die Kinnbacken, das Zungenbein, die Zähne, Schneidezähne, Spitzzähne, Backenzähne, zusammen zwei und dreißig. Knochen am Rumpfe sind: das Brustbein, der Rückgrat, die Rippen, auf jeder Seite zwölf, die Hüftbeine. Knochen der Gliedmassen sind Röhren, in welchen das Mark ist. Die Knochen hängen zusammen durch Knorpel und Gelenke. Das Gelenk, wodurch Ober- und Unterarm verbunden ist, heißt der Ellenbogen, und das Gelenk zwischen Schenkel und Bein heißt das Knie.

Das Eingeweide des Oberleibes ist: das Herz und die Lunge mit der Luftröhre; des Unterleibes: der Magen, die Därme, die Leber, die Milz, die Nieren, das Gekröse. In dem Leibe sind auch noch

drei Häute. Sie heissen: das Mittelfell, in der Mitte der Brust; das Zwerchfell, zwischen dem Ober- und Unterleibe; das Netz, worin die Därme liegen.

Die flüßigen Theile des Leibes sind: das Mark das Gehirn, die Nahrungsmilch, das Blut, der Speichel, die Galle, verschiedene Säfte, das Fett, der Schweiß, die Thränen.

Das Mark ist in den Knochen, das Gehirn im Köpfe, das Blut in den Adern, der Speichel im Munde, die Thränen in den Augen, die Galle in einer Blase. Der Schweiß kommt aus dem Blute durch die Schweißlöcher der Haut.

Alle Menschen haben einen solchen Leib, wie ich, und jeder Menschenleib besteht aus eben solchen Theilen, wie der meinige. Gleichwohl sieht nicht ein Mensch gerade so aus, wie der Andere.

Die Haut, mit welcher mein ganzer Leib überzogen ist, sieht weiß und roth aus: bei manchen Menschen ist sie braungelb, bei andern ganz roth, und manche haben gar schwarze Haut. Man nennt sie Mohren oder Negern.

Es ist auch nicht ein Mensch so groß wie der Andere. Einige sind ungewöhnlich lang und stark, und heissen deswegen Riesen: Andere sind ausserordentlich klein, und wachsen doch nicht mehr, diese nennet man Zwerge. Manche Menschen sind sehr dick und fett: Andere hingegen sind schmächtig und mager.

Zwei-

Zweiter Abschnitt.

Von dem menschlichen Leben.

Ich lebe, das heißt: ich bewege mich, empfinde und denke.

Die Theile meines Leibes sind immer in Bewegung, fast ohne daß ich es merke. Die Lunge zieht Luft an sich und stößt sie wieder aus, das heißt: ich hohle Athem. Das Blut läuft unaufhörlich in den Adern durch den ganzen Leib; daher kommt es, daß alle Theile des Leibes warm sind. An manchen Orten kann man diese Bewegung fühlen. Man nennet sie den Puls, welcher besonders an den Händen merklich ist. Das Herz hat zwei Kammern, welche sich immer auf- und zu schliessen, und das Blut ein- und auslassen. Wenn diese Bewegung stark ist, so sagt man: das Herz klopft. Ein Theil des Blutes dringt durch die Löcher der Haut, und geht unvermerkt aus dem Leibe. Man heißt das die Ausdünstung.

Ich stehe aufrecht auf zweien Beinen, gehe oder laufe von einem Orte zum andern. Ich beuge mich, und richte mich wieder auf. Mit den Händen greife ich, und halte das Ergriffene fest. Bisweilen sitze ich oder liege, mache auch allerlei Stellungen und Gebehrden.

Ich habe eine Stimme, mit welcher ich reden oder Worte aussprechen kann. Dazu brauche ich die Lunge, die Luftröhre, den Zapfen, den Gaum, die Zunge, die Zähne, die Lippen und die Nasenlöcher. Diese Theile des Leibes heissen daher Sprachwerkzeuge. Die nemlichen brauche ich auch, wenn ich singe oder schreie.

Einige Theile meines Leibes brauche ich zum Empfinden, nemlich die Augen zum Sehen, die Ohren zum Hören, die Nase zum Riechen, die Zunge zum Schmecken, die Nerven, welche durch den ganzen Leib gehen, zum Fühlen. Man nennet dieses die fünf äußerlichen Sinne. Ich kann auch lachen und weinen.

Wenn an meinem Leibe alles so ist, wie es seyn soll; wenn alle Bewegungen desselben ungehindert fortgehen, so bin ich gesund. Will ich gesund bleiben, so muß ich den Leib ernähren durch Speise und Trank. Ich esse, so oft ich hungrig bin, und trinke, so oft ich durstig bin. Die Nahrungsmittel bringe ich in den Mund. Sind sie fest, so kaue ich sie mit den Zähnen, und schlinge sie alsdenn hinunter. Sie gehen durch die Kehle in den Magen, welcher sie durch seine Bewegung verdauet. Hierauf wird das Nützliche und Nahrhafte allen Theilen des Leibes zugeführt; das Unnütze aber durch verschiedene Wege abgeführt.

Will ich gesund bleiben, so muß ich auch den Leib ordentlich ruhen lassen. Denn, wenn ich mich

lan-

lange oder stark bewegt habe, so werde ich müde und schläfrig. Das Gähnen ist ein Zeichen der Schläfrigkeit. Alsdenn ist die beste Ruhe der Schlaf. Wenn ich genug geschlafen habe, so wache ich auf, und bin wieder munter.

Wenn die Bewegung in irgend einem Theile meines Leibes stockt, so bin ich krank. Die gewöhnlichsten Krankheiten des Menschen sind: der Ausschlag, die Blattern, der Blutsturz, der Durchfall, das Fieber, der Friesel, die Gicht, der Husten, die Kolik, der Krampf, der Krebs, die Masern, die Ohnmacht, das Podagra, die rothe und weisse Ruhr, der Schlag, der Schnupfen, der Schwindel, die Schwindsucht, der Stein, die Verstopfung, die Wassersucht, u. a. m.

Ich kann mir selbst solche Krankheiten zuziehen, wenn ich zu viel oder zu wenig esse, trinke oder schlafe. Wenn ich unvorsichtig bin, mich stosse, falle, oder mich zu heftig bewege; so kann ich mir einen Knochen zerbrechen, ein Glied verrenken, etwas zerquetschen, oder andern Schaden thun. Wenn in die weichen Theile des Leibes geschnitten oder gestochen wird, so bekommt man eine Wunde. Wenn man dem Feuer zu nahe kommt, so verbrennt man sich; und wenn man in's Wasser fällt, so kann man leicht ersaufen.

Wrnn man krank ist, so leidet man gemeiniglich Schmerzen, empfindet Hitze oder Frost, ist matt und hat keine Lust weder zu essen, noch zu spielen, noch

zu

zu arbeiten. Wenn die Krankheit nicht wieder geheilt wird, so erfolgt der Tod.

Manche Leute haben an ihrem Leibe Fehler oder Gebrechen. Einige sind ausgewachsen, haben einen Buckel, einen Kropf, oder ein Gewächs. Andere sind lahm an Aermen oder Füßen. Manche sind blind, blödsichtig, oder sie schielen. Einige sind taub, Andere stumm, stammelnd, oder können schwer reden. Solche Menschen sind sehr zu bedauern.

Da ich auf die Welt kam, hieß ich ein Kind. Jetzt bin ich noch jung und klein. Wenn ich aber gesund bleibe, so wachse ich immer größer, und alsdenn heißt man mich Knabe, Mädchen; Jüngling, Jungfrau. Wenn ich völlig erwachsen bin, so heisse ich Mann, Frau. Vielleicht werde ich einmal alt. Ganz gewiß muß ich einmal sterben: denn alle Menschen müssen sterben. Der todte Leib eines Menschen wird in die Erde begraben, wo er verweset, und nach und nach selbst zur Erde wird.

Dritter Abschnitt.

Von den Körpern und elementarischen Materien.

Alle Dinge, die ich sehen oder fühlen kann, heissen Körper, oder Materien, als: Erde, Stein, Holz.

Doch sind auch manche Körper so klein, daß man sie weder sieht, noch fühlt.

Alle Körper sind aus Theilen zusammengesetzt, welche auf mancherlei Weise getrennt werden können. Was nur aus einerlei Theilen besteht, das nennt man rein: was aber aus verschiedenen Theilen zusammengesetzt ist, das heißt vermischt.

Jeder Körper befindet sich in einem Raume, oder an einem Orte. Daher nennet man ihn lang, breit oder dick. Man erblickt auch an jedem Körper eine Gestalt. (Figur) Einige sind rund, andere dreieckig: manche viereckig, und noch andere vieleckig.

Aber die Körper bleiben nicht immer an einem Orte, sondern sie gehen aus einem in den andern, das heißt: sie werden bewegt. Brauchen sie dazu viel Zeit; so heißt die Bewegung langsam: brauchen sie aber wenig; so heißt sie geschwind.

Uebrigens sind die Körper schwer oder leicht; fest oder flüßig; hart oder weich; beugsam oder spröde; dicht oder locker; durchsichtig oder undurchsichtig. Dieses nennet man die **Eigenschaften der Körper.**

Der Theil eines Körpers, den ich sehen kann, heißt die Oberfläche desselben: denn was inwendig ist, kann ich nicht sehen.

Alle Körper dünsten aus, und wenn diese Ausdünstung merklich ist, so sagt man: sie riechen. Wenn zwei Körper an einander stossen; so höre ich einen Schall. (Klang) Ob die Oberfläche eines Körpers rauh oder glatt, naß oder trocken ist, kann ich durch das Gefühl bemerken.

Ele=

Elemente oder elementarische Materien nennet man diejenigen, aus welchen alle Körper, die wir kennen, zusammen gesetzt sind, als: Erde, Wasser, Luft, Feuer, Licht, u. s. w.

Erde ist eine feste (nicht flüßige) aber lockere Materie, welche, wenn sie ganz rein ist, weder schmeckt, noch riecht.

Wasser ist ein durchsichtiger flüßiger Körper, dessen Theile in Tropfen und Blasen zusammen hängen. Wenn das Wasser ganz rein ist, so hat es weder Geschmack, noch Geruch, noch Farbe. Aber das Wasser, welches wir aus den Brünnen und Bächen schöpfen, ist niemals ganz rein, sondern immer mit Erd- Luft- Salz- und Feuertheilchen vermischt. Wenn das Wasser sehr heiß wird; so fängt es an zu kochen oder zu sieden: aber in großer Kälte wird es zu einem harten Körper, den man Eis nennt. Wenn man das Eis in Wärme bringt, so zerfließt es, und wird wieder zu Wasser. Erwärmtes Wasser dünstet stark aus; daher kommt es, daß die Pfützen im Sommer austrocknen, und daß des kochenden Wassers in einem Gefässe immer weniger wird. Leichte Körper schwimmen in und auf dem Wasser, z. B. Holz und Federn; aber Erde und Steine sinken zu Boden; denn sie sind schwerer. Manche Körper werden erweicht und ausgedehnt, wenn man sie in das Wasser legt, z. B. das Holz.

Luft ist ebenfalls eine flüßige durchsichtige Materie. Sie dringt überall ein, wo sie nur einen leeren

Raum findet, umgiebt alle andere Körper, also auch mich. Sehen kann ich sie zwar nicht, aber fühlen. Wenn die Luft, die sich in andern Körpern befindet, in Bewegung gesetzt wird, so entsteht eine Gährung. Wird aber die freie Luft erschüttert; so höret man einen Schall, Klang, Ton. Ich kann durch meine Sprachwerkzeuge die Luft erschüttern, daher entstehen die Sprachtöne. Wenn die bewegte Luft an einen festen Körper anstößt, so prellt sie zurück, und man hört einen Wiederschall oder Echo.

Feuer ist eine flüßige aber sehr feine Materie, daher man es eigentlich nicht sehen kann. Es befindet sich in allen Körpern, und verursachet in denselben mancherlei Veränderungen, nemlich, die Körper werden dadurch ausgedehnt, erwärmt, erhitzt, erleuchtet. Manche Körper brennen, das heißt: ihre Theile glühen, indem sie in Dünste aufgelöset werden. Man sieht alsdann Flamme und Rauch. Treffen die Dünste an einen dichten Körper an, so werden Tropfen oder Ruß daraus. Was nicht in Dünste übergeht und auffliegt, das bleibt zurück, und heißt Kohle oder Asche. Einige feste Körper werden durch das Feuer in flüßige verwandelt, das heißt: sie schmelzen. Sie werden aber auch wieder fest, so bald das Feuer sich vermindert. Einige flüßige Körper gerathen durch die Hitze in Wallung: sie kochen, sieden, werfen Blasen. Ein Körper lockt das Feuer aus dem andern durch Reiben: Einer theilt dem andern sein Feuer mit, zündet ihn an: Einer nimmt

dem

dem andern das Feuer, löscht ihn aus. Wenn ein Körper wenig Feuertheile in sich enthält, so ist er kalt.

Licht wird ebenfalls für eine flüßige Materie gehalten, welche macht, daß ich die Körper sehen kann: denn, wo das Licht fehlt, da ist es dunkel oder finster, und ich sehe nichts. Das Licht besteht aus mehreren Theilen, welche Strahlen genennet werden, und diese Lichtstrahlen machen, daß man die Farben der Körper sehen kann. Die gewöhnlichsten Farben heißen: weiß, schwarz, grau, gelb, roth, braun, blau, grün. — Wenn ein undurchsichtiger Körper vor dem leuchtenden Körper steht, so wirft jener einen Schatten: denn das Licht kann nicht durchfallen.

Vierter Abschnitt.

Von der Welt.

Der Boden, auf welchem ich stehe, heißt die Erde. Diese Erde ist ein sehr großer Körper, fast so rund, wie eine Kugel. Sie schwebt in einem noch weit größeren Raume, welcher der Himmel genennet wird. Der Himmel über mir sieht fast aus wie ein blaues Gewölbe, und ist vermuthlich mit Luft angefüllt.

Abends erblicke ich am Himmel eine Menge Lichter: eines größer als das andere: man heißt sie

Sterne. Sie sind aber nicht wirklich so klein, wie sie aussehen; sondern es sind auch runde Körper, die zum Theile noch viel größer sind als der Erdkörper.

Die Sterne stehen nicht still, sondern sie drehen sich beständig im Kreise herum. Daraus sehe ich, daß der Himmel unermeßlich groß seyn muß, weil so viele große Körper in demselben herum laufen können, und doch niemals einander zu nahe kommen.

Einige Sterne sind hell, und heissen Sonnen. Andere sind dunkel, und werden von den Sonnen erleuchtet. Unser Erdkörper ist ein dunkler Stern, und wird auch von einer Sonne erleuchtet. Aber diese Sonne kann nicht alle Theile und Seiten der Erde zugleich bescheinen. Darum drehet sich die Erde beständig herum, wie ein Rad, damit alle Seiten der Erde eine Zeit lang bescheinet werden. Wenn wir früh die Sonne zum ersten Male sehen, so sagen wir: die Sonne geht auf, und nun ist es Tag. Wenn wir sie aber zum letzten Male sehen, so heißt es: die Sonne geht unter, und nun wird es Nacht.

Auch läuft der Erdkörper in einem großen Kreise um die Sonne herum. Weil er nun der Sonne, die ihn erwärmt, bald näher kommt, bald weiter von ihr absteht, so ist's auch bey uns zu einer Zeit wärmer als zur andern. Eben dieses ist auch die Ursache, warum die Tage und Nächte bald länger und bald kürzer werden.

Der

Der größte Stern, den ich des Nachts bisweilen am Himmel stehen sehe, heißt der Mond. Er kommt mir darum größer vor als die andern, weil er näher bei der Erde steht. Dieser Mond ist auch ein dunkler Stern, und wird von eben der Sonne erleuchtet, wie der Erdkörper. Bisweilen theilt der Mond das Licht, das er von der Sonne bekommt, dem Erdkörper mit; alsdenn sagen wir: der Mond scheint; oder: es ist Mondschein. Denn da der Mond sich auch herum drehet, wie ein Rad, so sehen wir auf der Erde bisweilen die ganze erleuchtete Seite desselben, und dann sagen wir: der Mond ist voll. Von da an sehen wir immer weniger und weniger, und zuletzt gar nichts mehr von der hellen Seite; das heißt: der Mond nimmt ab. Wenn die helle Sonne wieder anfängt sichtbar zu werden, so nennen wir es den Neumond, und alsdenn sehen wir von Tage zu Tage mehr, bis die erleuchtete Seite wieder ganz zum Vorscheine kommt; das heißt: der Mond nimmt zu. Wenn der Mond bis zur Hälfte zu = oder abgenommen hat, so nennen wir jenes das erste, und dieses das letzte Viertel. Diese Veränderungen nennet man den Mondwechsel.

Wenn der Mond zwischen die Sonne und die Erde tritt, so versteckt er uns einen Theil des Sonnenkörpers, und das nennen wir eine Sonnenfinsterniß. Wenn aber die Erde zwischen die Sonne und den Mond tritt, so wirft sie einen Schatten auf den Mond, und das nennen wir eine Mondsinsterniß.

Der Himmel und die Sterne heissen zusammen die Welt; daher auch die Sterne bisweilen die Weltkörper genannt werden.

Die Menschen theilen den ganzen Himmelsraum in vier Theile, welche sie die vier Himmelsgegenden nennen. Sie heissen Morgen, Abend, Mittag und Mitternacht. Die Seite, wo ich die Sonne aufgehen sehe, heißt Morgen: und wo ich sie untergehen sehe, Abend. Wenn ich mit dem Gesichte gegen Morgen stehe, so habe ich zur rechten Hand Mittag, und zur linken Hand Mitternacht.

Fünfter Abschnitt.

Von der Erde.

Unter allen Weltkörpern kenne ich keinen besser als die Erde, auf der ich wohne und lebe.

Der Erdkörper besteht aus festen und flüßigen Theilen. Die festen heissen mit einem Worte Land; die flüßigen aber Wasser und Luft. Daher sehen wir auf der Oberfläche der Erde Land und Wasser: von der Luft aber ist die ganze Erde umgeben.

Wenn das Land gleich und eben ist, so heißt es eine Fläche oder Ebene. Ist aber ein Theil höher als der andere, so heißt der hohe Theil ein Hügel, oder ein Berg. Eine Tiefe zwischen zweien Bergen heißt ein Thal, und viele Berge neben einander nen-

nennet man Gebirge. Einige Berge nennet man Feuerspeier, (Vulkane) weil sie Oeffnungen haben, aus denen zu manchen Zeiten Rauch und Feuerflammen fahren. Auch eine geschmolzene Materie fließt heraus, welche Lava heißt, und wenn sie erkaltet, hart ist, wie Stein. Die Oberfläche der Erde wird bisweilen stark erschüttert, und das nennt man ein Erdbeben.

Es giebt auch Berge, welche beständig mit Schnee und Eis bedeckt sind: man nennet sie Eisberge, Firner, Gletscher.

In manchen Bergen sind große Löcher, welche tief unter die Erde gehen, und so weit und lang sind, daß viele Menschen darin Platz haben: man heißt das unterirdische Höhlen oder Klüfte.

Die großen Stücke des festen Landes, die auf der Oberfläche der Erde zu sehen sind, heißt man insgemein Welttheile. Es sind ihrer fünf, nemlich: Europa, Asia, Afrika, Amerika, Australia. Ich lebe in Europa.

Ausser diesen giebt es noch viele Stücke Landes, welche einzeln liegen, und ganz vom Wasser umgeben sind. Man nennet sie Inseln; und wenn sie auf einer Seite mit einem andern Stücke Landes zusammenhängen, Halbinseln.

Der größte Theil der Erdoberfläche ist vom Wasser bedeckt, und diese große Wassermenge heißt das Meer, das große Weltmeer. Aber auch das Land ist durchaus mit Wasser vermischt. An vielen

Orten quillt es aus der Erde hervor. Bleibt es stehen, so sammelt es sich, und daraus wird ein Brunn, ein Teich, ein See, oder auch Sumpf und Morast. Fließt es fort, so wird daraus ein Bach, ein Fluß, ein Strohm. Der Rand eines Flusses heißt das Ufer. Alle Bäche, Flüsse und Ströhme laufen endlich wieder in's Merr. Das Meerwasser ist salzig und bitter, weil es mit mancherlei andern Körpern vermischt ist.

Auch das Wasser, welches aus der Erde quillt, hat mancherlei Geschmack: denn es führt andere Materien bei sich. An einigen Orten kommt es heiß aus der Erde: das macht, weil auch inwendig in der Erde Feuer ist.

Wo es sehr kalt ist, da friert das Wasser auf der Erde, oder es wird Eis. Daher heißt auch eine Gegend des Meeres das Eismeer, weil es stets mit Eise bedeckt ist.

Die Luft, von welcher der Erdkörper umflossen wird, ist niemals ganz rein: denn die Erde dünstet, wie alle andere Körper, beständig aus. Diese Dünste schwimmen in der Luft, darum wird auch ein Theil der Luft, um den Erdkörper her, der Dunstkreis oder die Dunstkugel genennet.

Die Dünste in der Luft bewegen, stossen und reiben sich beständig an einander. Daher entsteht das Wetter und allerlei Veränderungen, welche manchmal sonderbar aussehen, man nennt sie Lufterscheinungen. So viel ich davon weiß, will ich erzählen.

Wenn

Wenn viele Dünste an einem Orte beisammen sind und nicht hoch steigen, so nennet man es Nebel, welcher die Durchsichtigkeit der Luft hindert. Steigen sie höher, und schweben hoch über die Erde, so heissen sie Wolken. Diese Wolken machen, daß wir nicht weit in den Himmelsraum sehen können; daher sagen wir: der Himmel ist trübe.

Wenn die wässerigen Dünste in der Luft schwer werden, so fallen sie tropfenweis herunter auf die Erde. Das ist der Regen. Er heißt Staubregen, wenn die Tropfen klein — Platzregen, wenn sie groß sind. Bisweilen fällt das Wasser aus den Wolken nicht in Tropfen — sondern stürzet sich in großen Güssen herunter: das nennet man einen Wolkenbruch. Oft frieren die Wassertropfen in der Luft, indem sie herunterfallen. Werden es Flocken, so nennen wir es Schnee: werden es aber Körner oder Stücken, so heißt man es Graupen, Hagel, Schlossen. Der Schnee sieht weiß aus, und bedeckt im Winter oft einen großen Theil des Landes.

Auch der Thau ist nichts anders als wässeriger Dunst, der, besonders nach dem Untergang der Sonne, aus der Erde steigt und wieder zurückfällt. Wenn der Thau gefroren ist, so nennen wir ihn Reif.

Durch das Licht bekommen die Wolken mancherlei Farben. Wenn sie früh, ehe die Sonne aufgeht, und Abends, wenn die Sonne untergegangen ist, feurig aussehen; so heißt man das die Morgenröthe und Abendröthe. Wenn ich zwischen einer

reg-

regnenden Wolke und der scheinenden Sonne stehe; so sehe ich den Regenbogen.

Die Dünste enthalten auch brennbare Theile. Wenn sich diese in der Luft entzünden, so sagen wir: es blitzt, oder: das Wetter leuchtet. Auf den Blitz folgt gemeiniglich Donner. Die Wolken, in welchen es blitzt und donnert, nennet man ein Gewitter, oder Donnerwetter. Auch der Nordschein entsteht wahrscheinlich von feurigen Dünsten.

Bisweilen sieht man leuchtende Materien in der Luft fliegen. Sind sie klein, so nennet man sie Sternschnuppen: sind sie aber größer, so heißt man sie Feuerkugeln, auch wohl fliegende Drachen. Die Irrlichter oder Irrwische sind ebenfalls leuchtende Dünste, welche aber nicht hoch steigen, sondern auf der Erde hinfahren.

Die Bewegung der Luft, welche wir fühlen, heißt Wind, und wenn sie heftig ist, Sturm. Durch starken Wind werden auch die Bäume und das Wasser auf der Erde in Bewegung gesetzt.

Sechster Abschnitt.

Von den Mineralien.

Der feste Theil des Erdkörpers besteht aus mancherlei Materien, welche überhaupt Mineralien genen=

nennet werden. Man unterscheidet gewöhnlich Erden, Steine, Salze, brennbare Körper, Halbmetalle und Metalle.

Wenn die Erden im Feuer schmelzen, so nennet man sie Kies oder Sand. Wenn sie im Feuer so locker werden, daß man sie zerreiben kann, so heissen sie Kalk- oder Gipserden. Wenn sie aber mit Wasser vermischt zu Teig und im Feuer steinhart werden, so heissen sie Thon. Erden, welche ganz zu Pulver gerieben sind, nennet man Staub. — Erden, die mit andern mineralischen Materien vermischt sind, bekommen daher mancherlei Namen und Eigenschaften. Ich kenne nur einige derselben, als: Kreide von verschiedener Farbe, Bolus, Lehm, Tripel und Wasserblei. — Die gemeine Acker- oder Gartenerde ist ein sehr vermischter Körper, der aus Erden aller Arten zusammengesetzt ist.

Die Steine sind härter als die Erden, haben aber auch die Eigenschaft, daß sie im Feuer theils locker werden, theils schmelzen, theils härter werden; daher man auch die ersten Kalk- oder Gipssteine, die andern Kieselsteine, und die dritten Thonsteine zu nennen pflegt. Viele Steine sind vermischt, und bestehen aus Theilen von mancherlei Art. — Die Steine, welche ich kenne, heissen: Marmor, Alabaster, Bimsstein, Serpentinstein, Sandstein, wozu die Schleifsteine, Quaderstücken und Mühlsteine gehören; Feuerstein, Schiefer und Magnet, welcher letztere die sonderbare Eigenschaft hat, daß

er

er das Eisen an sich zieht, und sich immer gegen Mitternacht dreht. — Einige Steine, welche von schöner Farbe, glänzend und durchsichtig sind, nennet man Edelsteine. Dergleichen sind: der Diamant, der Rubin, der Smaragd u. a. m.

Alle Körper, die im Wasser zergehen oder sich auflösen, nennet man Salze. Sie werden hauptsächlich durch den Geschmack unterschieden: denn einige sind sauer, andere bitter, und noch andere scharf oder beissend. Ich kenne nur einige Arten derselben, nemlich: das Kochsalz, den Salpeter, den Salmiak, das Bittersalz, den Borax, den Vitriol, den Alaun, die Potasche und den Arsenik.

Die Mineralien, welche sich leicht entzünden, nennet man brennbare Körper. Dazu gehören: der Schwefel, das Bergöhl, der Gagath, der Bernstein und der Ambra. Wenn Erden und Steine von Bergöhl durchdrungen werden, so entstehen daraus Torf und Steinkohlen. Brennender Schwefel giebt eine blaue Flamme, und die Ausdünstung desselben ist so heftig, daß sie den Athem versetzt.

Einige Mineralien sind merklich schwerer als die übrigen, schmelzen im Feuer und haben einen eigenen Glanz. Lassen sie sich mit dem Hammer breit schlagen, so nennet man sie **Metalle.** Zerspringen sie aber unter dem Hammer, so heissen sie **Halbmetalle.**

Halbmetalle sind: Zink, Wismuth, Kobolt, Spiesglas und Quecksilber. Das letzte ist ein flüssiger

siger metallischer Körper, welcher nur in der größten Kälte fest wird.

Metalle sind: Gold, Silber, Kupfer, Zinn, Eisen, Blei.

Gold ist unter allen Metallen das schwerste, und Zinn das leichteste.

Wenn das Eisen lange in der Luft oder im Wasser liegt; so wird es Rost. Kupfer und Blei verändern sich, wenn sie von sauern Körpern gefressen werden, nemlich aus dem Kupfer wird Grünspan und aus dem Blei wird Bleiweiß. Im Feuer wird aus dem Blei eine rothe Kalkerde, welche Mennige heißt.

Aus der Vermischung dieser Metalle und Halbmetalle werden verschiedene andere Körper, als: Messing, Tomback, Pinscheback, Semilor, Prinzmetall, Glockengut u. d. gl.

Siebenter Abschnitt.

Von den Pflanzen.

Ich sehe viele Körper, welche halb in — und halb über der Erde stehen. Man heißt sie überhaupt Pflanzen. Der Theil der Pflanze, welcher in der Erde befestiget ist, heißt die Wurzel; der aber über der Erde steht, der Stamm, an welchem sich mehrentheils auch Aeste befinden.

Die Wurzel ist bei einigen Pflanzen weich und heißt eine Rübe, bei andern aber hart. Manchmal ist sie blätterig und heißt Zwiebel; auch hängen an einigen Wurzeln Knollen. Die Wurzeln der meisten Pflanzen haben Aeste und Fasern.

Der Stamm bei manchen Pflanzen heißt ein Halm, ein Schaft, ein Stengel, ein Strunk. An dem Stamme stehen die Aeste, welche bei einigen Pflanzen Ranken, bei andern Reben genennet werden. An den Aesten findet man Zweige, Augen, Knospen, Stiele, Blätter, Blumen oder Blühten, Früchte und Saamen, zuweilen auch Dornen und Stacheln: ja, manche Pflanzen haben auch Gabeln, Faden, Haare, Drüsen, Staub oder Puder, Harz, Pech.

Die Blätter der größern Pflanzen heissen theils Laub, theils Nadeln oder Tangeln. Gewöhnlich sehen sie grün aus. Die Blumen aber haben mancherlei Farben.

Wenn mehrere Blumen mit ihren Stielen an einem Stengel stehen, so bekommt der Blumenstand das Ansehen, wie ein Quirl, ein Bund, eine Aehre, ein Straus, eine Traube, ein Büschel, ein Kolben.

Der Saame besteht aus Körnern, deren Theile, Haut, Kern, Mehl und Keim heissen. Das Saamenkorn liegt entweder bloß, oder es steckt in einer Kapsel, Hülse, Schote, harten Schaale, und diese oft wieder in einer saftigen, fleischigen Frucht.

Früchte nennet man alle die Theile der Pflanzen, welche den Menschen oder den Thieren genießbar sind.

Alle Pflanzen bestehen aus festen und flüßigen Theilen. Die festen heissen Rinde, Holz und Mark. Sie bilden ein Gewebe von sehr vielen Röhren und Blasen, in welchem die flüßigen Theile enthalten sind. Diese sind theils Säfte, von Geschmack und Farbe sehr mannichfaltig; theils Oehl.

Zum Leben und gesunden Wachsthume der Pflanzen werden Erde, Wasser, Luft, Licht und Wärme erfordert. Wasser bekommen sie durch den Regen und Thau; Licht und Wärme aber von der Sonne. Wenn nun Regen und Sonnenschein ordentlich mit einander abwechseln, so nennet man das gutes fruchtbares Wetter.

Wenn das Saamenkorn in die Erde kommt, so keimt es. Jeder Keim besteht aus zweien Theien, davon der eine unterwärts treibt, und zur Wurzel wird; der andere oberwärts steigt, und zur Pflanze erwächst. Die Wurzel zieht sodann die Nahrungssäfte aus der Erde in sich, welche durch die Röhren allen Theilen der Pflanze zugeführt werden. Auf diese Art geschieht es, daß die Pflanzen größer wachsen, blühen, Früchte und Saamen tragen und endlich wieder sterben oder verdorren. Einige Pflanzen leben nur wenige Tage: es giebt aber auch andere, welche mehrere hundert Jahre dauern. Bis-

wei-

weilen erwachsen auch aus der Wurzel junge Pflanzen, welche man Wurzelsprossen nennt.

Einige Pflanzen nennet man Bäume, andere Sträucher oder Stauden, und noch andere Kräuter. Zu den Pflanzen muß man auch alles Gras, Moos und Schwämme rechnen; desgleichen die Flechten, welche oft an Bäumen, Steinen, auf der Erde und im Wasser wachsen. Auch der Schimmel soll zu den Pflanzen gehören.

Einige **Bäume**: der Ahorn, der Akazienbaum, die Birke, die Buche, der Buxbaum, die Ceder, die Cypresse, die Eiche, die Erle, die Esche, die Espe, die Fichte, die Kiefer oder der Kienbaum, der Korkbaum, der Lerchenbaum, die Linde, der Palmbaum, die Pappel, der Sagobaum, die Tanne, der Ulmbaum, welcher auch Rüster oder Fliegenbaum heißt, die Weide, der Zimmetbaum.

Einige **Blumen**: der Amaranth, die Aloe, die Anemone, das Aurikel, die Butterblume, die Distel, die Gänseblume, die Hyacinthe, der Jasmin, die Kamille, der Klee, die Klette, die Kornblume, die Kresse, die Levkoje, die Lilie, die Maiblume, der Mohn, die Narcisse, die Nelke, das Primel, die Rade, die Ranunkel, die Ringelblume, der Rittersporn, die Rose, der Schneeball, die Sonnenblume, das Tausendschön, die Tulipane oder Tulpe, das Blümchen Vergißmeinnicht, das Veilchen oder die Viole.

Einige Früchte weiß ich auch zu nennen, als: Baumfrüchte: Der Apfel, die Aprikose, die Birne, die Dattel, die Eichel oder Ecker, die Feige, die Haselnuß, die Kaffeebohne, die Kakaobohne, die Kastanie, die Kirsche, die Kokosnuß, die Mandel, die Mispel, die Olive, die Pfirsche, die Pomeranze, die Quitte, die Wallnuß, der Zapfen, die Zitrone.

Mancherlei Beeren, als: die Brombeere, die Ebischbeere, die Erdbeere, die Heidelbeere, die Himbeere, die Hollunderbeere, die Johannisbeere, die Lorbeere, die Mehlbeere, die Maulbeere, die Moosbeere, die Preußelbeere, die Stachelbeere, die Sumpfbeere, die Wacholderbeere. Wenn viele Beeren mit ihren Stielen an einem Stengel sitzen, so heißt das eine Traube, z. B. die Weintraube.

Getraidearten und Gartenfrüchte: der Roggen, der Waizen, der Mais oder türkische Waizen, die Gerste, der Hafer, der Hirse, das Haidekraut, der Klee und andere Futterkräuter, der Spelt, der Reis, der Rübsaamen, der Flachs, der Hanf, die Linsen, die Bohnen, die Erbsen, die Wicken, der Senf, die Gurke, der Kürbis, die Melone, der Spargel, der Kohlrabi, die Artischocke.

Erdfrüchte: die weiße und rothe Rübe, die Möhre, der Rettig, das Radieschen, der Erdapfel und die Erdbirne, welche an manchen Orten Kartoffel genennet wird, der Selleri, die Kohlrübe, die Petersilien= und Pastinakwurzel, die Zwiebel.

Einige Kräuter und Staudengewächse, als: Anis, Beifuß, Eichorium, Dill, Ehrenpreis, Farrenkraut, Fenchel, Flöhkraut, Gundermann, Hopfen, Knoblauch, Körfel, Kohl, Krausemünze, Krapp, Kresse, Kümmel, Lattich, Lavendel, Majoran, Melisse, Nesseln, Ochsenzunge, Petersilie, Pfefferkraut, Quendel oder Feldkümmel, Raute, Rosmarin, Salbei, Salat, Schafgarbe, Scharte, Spinat, Tabak, Tausendgüldenkraut, Thymian, Waid, Wegwart, Wermuth, Wolfsmilch, Ysop, Zuckerrohr.

Die Schwämme wachsen theils aus der Erde und heissen: Pilze, Feldschwämme, Morcheln, Trüffeln. Unter diesen giebt es einige giftige, z. B. Fliegenpilze. Theils wachsen sie aus dem Holze. Drittens giebt es auch Seeschwämme. So viel ich gehört habe, weiß man noch nicht gewiß, ob dieses Theile einer Pflanze, oder eines Thieres sind.

Außer diesen weiß ich auch noch einige Pflanzen, die zwar nicht alle bei uns wachsen, aber doch zum Theil von uns gebraucht werden. Nemlich:

Der Theebaum oder Theestrauch ist von zweierlei Art, nemlich der braune Thee und der grüne Thee. Er wird vornehmlich um der Blätter willen gebaut.

Der Kaffeebaum trägt Früchte, welche fast so aussehen, wie die Kirschen. Das Fleisch dieser Kirschen soll nicht gut schmecken; aber die Kerne sind es, welche wir Kaffeebohnen nennen.

Der Kakaobaum trägt eine Frucht, die einige Aehnlichkeit mit unserer Gurke hat. Wenn man sie auf-

aufschneidet, so findet man darin viele Saamenkerne, welche wir Kakaobohnen nennen.

Der Nelkenbaum trägt die Gewürznägel oder Nelken. Das sind aber nicht seine Früchte, sondern die Knospen der Blühten, welche abgebrochen werden, ehe sie aufbrechen.

Der Muskatenbaum trägt Früchte, die etwa so groß, wie eine Pfirsche sind. Den Kern derselben nennen wir die Muskatennuß, und die Schaale, in welcher der Kern liegt, die Muskatenblume.

Der Pfefferstrauch ist ein Gewächs, dessen Zweige den Weinreben gleich sind. Die Beeren wachsen in Gestalt einer Traube und werden nicht alle zugleich reif. Die reifen geben den weissen Pfeffer: die unreifen aber werden getrocknet, und daraus wird der gemeine schwarze Pfeffer.

Die Baumwollenstaude trägt eine Frucht, die inwendig vier Fächer hat. Wenn sie reif ist, so springt sie auf, und alsdann kommt weisse Wolle heraus, die wir Baumwolle nennen.

Die Kapernstaude ist ein niedriger Strauch, welcher Blühten und Früchte trägt; aber die Kapern, welche wir essen, sind die noch nicht aufgeblüheten Knospen.

Der Brodbaum trägt eine Frucht, die fast wie eine Melone aussieht. Unter der grünen Rinde derselben ist ein weisses Fleisch, so locker, wie frisch gebackenes Brod, welches eßbar und wohlschmeckend ist. Drei Bäume tragen so viel Früchte, daß

ein Mensch ein Jahr lang davon leben kann. Auch die übrigen Theile dieses Baumes sind nützlich.

Der Reis wächst auf einem Halme und in einer Aehre, die unsern Gerstenähren ähnlich ist. In den Ländern, wo er am häufigsten wächst, ist er den Menschen zu ihrer Nahrung eben so unentbehrlich, wie bei uns das Korn.

Der Safran ist ein Zwiebelgewächs und trägt eine rothe Blume in Gestalt einer Lilie. Ein Theil dieser Blume wird getrocknet, und als Gewürz gebraucht.

Die Sinnpflanze hat die besondere Eigenschaft, daß ihre Blätter sich zusammenziehen, so bald man sie mit dem Finger berührt. Auch bei andern Pflanzen schliessen sich die Blumen des Abends, und öffnen sich des Morgens wieder.

Achter Abschnitt.

Von den Thieren.

Ich sehe endlich auch Körper auf der Erde, welche nicht an einem Orte fest stehen, sondern sich bewegen, wohin sie wollen. Sie heissen Thiere. Die Leiber der meisten bestehen, wie der Menschenleib, aus dreien Theilen, welche Kopf, Rumpf und Glieder heissen, auch aus festen und flüßigen Materien

zusammengesetzt sind: nur, daß manche Thiere anstatt des rothen Blutes einen weissen Saft haben. Die Leiber der Thiere sind auch mit Haut überzogen, und diese ist bei einigen Thieren glatt und nackt, bei andern aber rauh und bedeckt.

Auch die Thiere ziehen Luft an sich, aber nicht alle durch die Lungen wie der Mensch; sondern manche haben Luftlöcher, welche Kiemen genennet werden. Ohne Zweifel haben auch die meisten fünf Sinne; doch weiß man das nicht gewiß.

Alle Arten der Thiere sind von zweierlei Geschlecht, wie die Menschen, nämlich männlich und weiblich. Manche gebähren ihre Jungen, d. i. sie bringen sie lebendig zur Welt. Andere legen Eier, welche hernach durch die Wärme ausgebrütet werden. Manche Leute glauben, daß aus verfaulten Körpern lebendige Thiere entstehen können; aber das geschieht niemals, sondern jedes Thier bringt seines Gleichen hervor.

Sobald das junge Thier auf die Welt kommt, sucht es seine Nahrung: doch werden einige von ihren Eltern eine Zeitlang ernähret. Die meisten Thiere beschützen auch ihre Jungen, damit ihnen kein Schade wiederfahre.

Auf der ganzen Oberfläche der Erde wohnen Thiere: Einige in der Luft, andere auf dem Lande; wieder andere im Wasser, und noch andere in der Erde. Einigen bauen sich Wohnungen, als Höhlen, Lager, Gruben, Nester, Zellen. Auch giebt es Thie-

re,

re, welche auf und in den Leibern der Menschen und anderer Thiere leben.

Am liebsten wohnen die Thiere da, wo sie ihre Nahrung leicht finden. Die meisten fressen Pflanzen und Theile der Pflanzen; doch fressen auch manche andere Thiere, und werden daher Raubthiere genennt. Eben darum haben die meisten Thiere etwas, womit sie sich gegen ihre Feinde vertheidigen können. Man findet manchmal wohl Sand und Steine in den Magen der Thiere; aber diese dienen ihnen nicht zur Nahrung, sondern wie man glaubt, die Verdauung zu erleichtern.

Die jungen Thiere sind Anfangs klein; sie wachsen aber meistentheils geschwinder als der Mensch. Sie haben auch ihre Krankheiten, und endlich erfolgt, wie bei den Menschen, der Tod. Manche Thiere können sehr alt werden; aber andere leben nur etliche Stunden.

Alle Thiere sind von Natur wild. Viele aber werden von den Menschen gefangen, zahm gemacht, in Ställen gehalten und gefüttert, auch zu mancherlei Diensten gebraucht. Solche Thiere nennet man gemeiniglich Zucht- oder Hausthiere; auch Vieh.

Uebrigens sind die Thiere sehr von einander unterschieden, und ich kenne deren sechs Arten, nemlich:

Säugende Thiere, welche lebendige Junge gebähren, und sie eine Zeit lang mit Milch säugen.

Vögel, welche auf zweien Füßen gehen; aber auch Flügel haben, mit welchen sie durch die Luft fliegen.

Am=

Amphibien, welche im Wasser und auch in der Luft leben können.

Fische, welche Floßfedern haben und im Wasser schwimmen.

Insekten, welche sechs oder mehr Füße, Fühlhörner und zum Theil auch Flügel haben.

Würmer, welche keine Füße haben, sondern kriechen.

Säugende Thiere.

Die säugenden Thiere haben auf ihrer Haut gemeiniglich Haare, Wolle, Borsten, Stacheln oder Schuppen. Die Haare, die einigen Thieren am Kinn wachsen, heißt man den Bart, und am Halse, die Mähnen. Manche haben am Kopfe Hörner, welche, wenn sie zackicht sind, das Geweih genennet werden, und fast alle haben einen Schwanz. Die meisten gehen auf vier Füßen, an welchen sie entweder Zehen, oder Klauen, oder Hufe haben. Diese nennet man daher vierfüßige Thiere. Doch giebt es auch einige, die im Wasser leben, und darum Schwimmfüsse haben.

Säugende Thiere sind: der Affe, der Ameisenfresser, der Auerochs, der Bär, das Beutelthier, der Biber, das Bisamthier, der Bock, der Büffel, der Dachs, der Delphin, das Elennthier, der Elephant, das Eichhorn, das Einhorn, der Esel, das Faulthier, der Fischotter, die Fledermaus, der Flußochs,

der Fuchs, die Gemse, das Gürtelthier, der Hamster, der Hase, der Hirsch, der Hund, die Hyäne, der Igel, der Iltis, das Kameel, der Kameelparder oder Giraffe, die Kameelziege, das Kaninchen, die Katze, der Leopard, der Löwe, der Luchs, der Marder, der Maulesel, der Maulwurf, die Maus, das Meerschwein, das Murmelthier, das Nashorn, der Nordkaper, der Ochs, der Panther, das Pferd, die Ratte, das Reh, das Rennthier, das Schaaf, das Schuppenthier, das Schwein, der Seebär, der Seehund, das Seepferd, das Stachelschwein, das Stinkthier, der Tiger, der Vielfraß, der Wallfisch, das Wallroß, das Wiesel, der Wolf, die Ziege, der Zobel und viele andere, die ich noch nicht weiß.

Einige dieser Thiere haben auch eine Stimme. Die Pferde wiehern, die Hunde bellen, die Ochsen und Schaafe blöcken, die Katzen mauen, die Ziegen meckern, die Esel schreien, die Wölfe heulen, die Löwen brüllen, die Bäre brummen, die Schweine grunzen.

Manche halten sich auf den Bäumen auf, als: das Eichhorn. Einige machen sich unterirdische Wohnungen, als: der Fuchs, der Dachs, das Kaninchen. Einige können im Wasser leben, als: der Fischotter, der Biber und die Seethiere.

Von etlichen Thieren dieser Art weiß ich etwas zu erzählen:

Der Affe sieht fast aus, wie ein Mensch; denn er hat ein kahles Gesicht, Augen und Ohren, Füs-

se

se und Hände mit fünf Fingern, und geht aufrecht, wie der Mensch. Die bekanntesten Affen sind: der Orangutang, der Pavian und die Meerkatze.

Der Ameisenfresser streckt seine schmale Zunge aus und läßt sie voll Ameisen kriechen: alsdenn zieht er sie geschwind zurück, und verschlingt die Ameisen.

Die Biber leben in Gesellschaften und bauen sich am Wasser künstliche Wohnungen, die manchmal zwei bis drei Stockwerk hoch sind. Ihre Zähne sind so scharf, daß sie dicke Bäume damit durchsägen können.

Das Elennthier kann sehr geschwind und in einem Tage sehr weit laufen, und hat so eine harte Haut, daß man sie weder durchschiessen noch durchstechen kann.

Der Elephant ist wohl unter den Landthieren das größte. Er hat einen Rüssel, den er wie eine Hand brauchen kann, und sehr weisse Zähne, welche wir Elfenbein nennen.

Das Faulthier hat seinen Namen mit der That: denn es schleicht so langsam, daß es in einem ganzen Tage nicht viel weiter kommt, als man mit einem Steine werfen kann.

Die Fledermaus scheint ein Vogel zu seyn: sie ist aber keiner, sondern wirklich ein säugendes Thier, das aber eine Flughaut hat, und daher wie ein Vogel fliegen kann.

Der Hamster gräbt sich weite Wohnungen unter der Erde, mit unterschiedenen Kammern und sammelt allerlei Getreide darein.

Der

Der Hirsch verliert am Ende des Winters sein Geweih; aber zu Anfange des Sommers wächst es wieder.

Das Stinkthier verjagt seine Feinde durch einen übelriechenden Saft, den es ihnen entgegen sprützt.

Der Wallfisch soll unter allen Thieren, die den Menschen bekannt sind, das größte seyn. Er lebt im Meere, und hat anstatt der Zähne große Stücke Horn, welche Fischbein genennet werden.

Das Wiesel wird im Winter ganz weiß; bis auf die Spitze des Schwanzes, welche schwarz bleibt. Man nennet es alsdenn Hermelin.

Vögel.

Die Vögel haben am Kopfe einen Schnabel, auf der Haut Federn, welche man auch bei manchen Vögeln Dunen heißt; an den Seiten Flügel, hinten einen Schwanz, unten zwei Füße mit Zehen und Klauen. Sie können daher nicht nur gehen, sondern auch sehr schnell durch die Luft fliegen. Manche können auch auf dem Wasser schwimmen, und haben deßwegen Schwimmfüße. Einige haben auch noch auf dem Kopfe einen Kamm, oder einen Federbusch, und an der Kehle Lappen. Die Vögel haben am Ende der Kehle einen Kropf, worinnen sie die Speisen einweichen. Einige verschlingen auch Sand und Steine, damit die Speisen im Magen

desto eher zerrieben werden. Sie bringen ihre Jungen nicht lebendig zur Welt, sondern bauen sich Nester und legen Eier hinein, die sie hernach ausbrüten. Ein solches Ei besteht aus Schaale, Eiweiß und Dotter.

Einige Vögel weiß ich zu nennen:

Der Adler, die Aelster, der Ammer, die Amsel, der Auerhahn, die Bachstelze, das Birkhuhn, der Bienenfresser, der Brachvogel, die Dohle, die Drossel, der Eidervogel, der Eisvogel, die Ente, die Eule, der Falk, der Fasan, der Fink, die Gans, der Geier, der Gimpel, die Grasmücke, der Habicht, der Hänfling, das Haselhuhn, der Haushahn und die Henne, der Heher, der Hornvogel, der Kanarienvogel, der Kasuar, der Kernbeisser, der Kiewitz, der Kolibri oder Sonnenvogel, der Kondor oder Greifgeier, die Krähe, der Krammetsvogel, der Kranich, der Kukuk, die Lerche, die Meise, die Meve, die Nachtigall, der Ortolan, der Papagei, der Pelikan, das Perlhuhn, der Pfau, der Pfeffervogel, der Rabe, das Rebhuhn, der Reiher, die Rohrdommel, das Rothkehlchen, das Rothschwänzchen, die Schwalbe, der Schwan, die Schnepfe, der Seidenschwanz, der Specht, der Sperber, der Sperling, der Staar, der Stieglitz, der Storch, der Straus, die Taube, der Taucher, der Trappe, der Trompetenvogel, das Truthuhn, die Wachtel, der Wendehals, der Weihe, der Wiedehopf, der Würger, der Zaunkönig, der Zeisig, der Ziemer.

Es giebt noch mehr Vögel, aber ich kenne sie noch nicht.

Die Vögel verlieren zu gewissen Zeiten ihre Federn, und darnach wachsen ihnen neue; das heißt: sie mausern sich.

Die Vögel haben auch eine Stimme: die Hähne krähen, die Raben schreien, die Enten schnattern, die Rohrdommeln brummen, die Wachteln schlagen, die Tauben girren, drommeln, lachen, die Sperlinge zwitschern, die Amseln pfeifen, die Lerchen und Nachtigallen singen. Einige Vögel, die breite Zungen haben, lernen die Menschenstimme nachmachen, als: der Papagei, die Aelster, der Staar.

Einige Vögel bauen ihre Nester auf hohe Berge oder Felsen; andere auf die Bäume; einige in die Löcher der Mauern; andere auf die bloße Erde, und noch andere auf oder an das Wasser.

Wenn die Vögel in Gefahr sind gefangen zu werden, so fliegen sie entweder davon, oder sie wehren sich mit ihren Schnäbeln, Flügeln und Klauen.

Manche Vögel bleiben nur bei uns, so lange es warm ist: so bald es aber kalt wird und sie kein Futter mehr finden, fliegen sie fort und ziehen an solche Oerter, wo es warm ist. Wenn es aber bei uns wieder anfängt warm zu werden, alsdenn kommen sie wieder. Diese Reise thun sie alle Jahre. Man nennet sie Zugvögel.

Der Adler ist ein großer und muthiger Vogel, und so stark, daß er Hasen, Lämmer, Rehe, auch

wohl

wohl junge Hirsche fangen kann. Er baut sein Nest auf hohen Felsen, und lebt viel länger als ein Mensch.

Die Eule läßt sich am Tage nicht sehen, sondern fliegt nur des Abends und in der Nacht aus, wie ein Dieb.

Der Kolibri ist unter allen Vögeln der kleinste: seine Federn sollen aber glänzende Farben haben und sehr schön aussehen.

Der Kondor oder Greifgeier ist noch größer als der Adler und raubt nicht nur Thiere, sondern fällt bisweilen auch zehnjährige Kinder an. In vorigen Zeiten nannte man ihn den Vogel Greif.

Der Kukuk kann nicht selbst brüten, sondern wirft einem andern Vogel die Eier aus dem Neste, und legt seines dafür hinein. Dieser muß alsdenn den jungen Kukuk ausbrüten.

Der Pelikan oder die Kropfgans hat am Kopfe eine Haut, die wie ein Sack herab hängt. In diesem Sacke bringt der Vogel seinen Jungen Speise und Trank, und läßt sie daraus fressen und saufen.

Der Pfau ist einer der schönsten Vögel. Er kann seinen Schwanz ausbreiten wie ein Rad, und die langen Federn desselben sind mit bunten Augen gezeichnet.

Der Straus ist der größte Vogel, kann sehr geschwind laufen, aber nicht fliegen, weil er viel zu schwer ist. Er legt seine Eier in den Sand, und durch die Sonnenhitze werden sie ausgebrütet.

Der Wiedehopf lebt an unreinen Oertern, baut sein Nest aus Miste, und nährt sich auch mit kleinen Thierchen, die er aus dem Miste hervorsucht.

Der Würger ist unter allen Thieren der grausamste: denn er bringt weit mehr Thiere um, als er verzehren kann.

Amphibien.

Die Amphibien haben auf der Haut Schuppen oder Schilder. Manche haben auch eine ganz nackte Haut. Einige haben Füße, andere kriechen, und noch andere schwimmen im Wasser. Sie wohnen meistentheils an sumpfigen und unreinen Oertern. Einige bringen lebendige Junge zur Welt; die meisten aber legen Eier, welche entweder im Sande, oder im Wasser, oder auch im Miste ausgebrütet werden. Viele werden für giftig gehalten.

Ich habe wenig Amphibien gesehen, kenne aber einige dem Namen nach, als: der Basilisk, der Chamäleon, der Drache oder die geflügelte Eidexe, der Frosch, das Krokodill, die Kröte, der Molch oder Salamander, die Schildkröte, die Schlange, deren Arten verschiedene Namen haben, als Vipern, Blindschleichen, Nattern, u. a. m.

Einige dieser Thiere können einen Laut von sich geben. Vom Frosche sagt man: er quackt; und von der Schlange: sie zischt.

Der Drache speit nicht Feuer und hat auch nicht viel Köpfe, sondern ist ein kleines unschädliches Thier, das sich von Insekten nährt.

Das Krokodill ist eine Art großer Eidexen und fängt Fische, auch Landthiere und Menschen. Sein

Schwanz

Schwanz ist noch einmal so lang als der übrige Körper, und so stark, daß nur ein Schlag damit nöthig ist, um einen Menschen zu tödten.

Vom Salamander erzählte man ehemals: Er könnte im Feuer leben. Aber das kann er nicht, sondern höchstens ein kleines Feuer durch die Feuchtigkeit seines Körpers auslöschen.

Die Schlangen verlieren zu gewissen Zeiten ihre Haut: dafür wächst ihnen eine andere. Sie können auch springen, und wenn sie schlafen, so wickeln sie sich zusammen, Die Klapperschlange ist unter allen die schrecklichste: denn ihr Gift tödtet einen Menschen in kurzer Zeit. Den Namen hat sie vermuthlich von dem klappernden Getöse ihres Schwanzes, der aus mehreren hornartigen Gelenken besteht.

Die Schildkröte wohnt mit ihrem ganzen Körper, die Füsse ausgenommen, in einer Schaale, die so hart ist, daß man darauf treten kann, ohne daß sie zerbricht.

Fische.

Die Fische haben mehrentheils auf der Haut Schuppen, einen spitzigen Kopf, anstatt der Füsse Floßfedern, womit sie schwimmen, und hinten einen Schwanz. Ihre Knochen heißt man Gräten; manche aber haben nur Knorpel.

Die nämlichen Fische haben ein Stückchen Fleisch im Leibe, welches man die Milch nennet. Die Weibchen aber haben einen Eierstock. So lange

die

die Eier im Leibe des Fisches liegen, heissen sie Rogen. Wenn sie aber gelegt sind, alsdenn nennet man sie Laich, welcher durch die Wärme der Sonne im Wasser ausgebrütet wird.

Zähne, herausragende Gräten, stachelichte Floßfedern brauchen sie um sich zu wehren, wenn sie in Gefahr kommen.

Fischnamen sind: der Aal, die Aalraupe, die Asche, der Bärsch, der Barbe, der Bleie, die Blüte, der Brasse, der Butzkopf, der Döbel, die Else, der Fliegfisch, die Forelle, der Goldfisch, der Gründling, der Hausen, der Hai, der Hecht, der Häring, der Kabeljau, die Karausche, der Karpfe, der Klipfisch, der Lachs, die Lamprete, die Makrele, das Meerpferd, die Muräne, das Neunauge oder die Bricke, die Blatteise, die Quappe, der Roche, die Rothfeder, der Sägefisch, der Sander, die Sardelle, der Schlammpeizker, der Schlangenfisch, die Schleie, die Schmerle, der Schnapel, die Scholle, der Schwerdfisch, der Seehahn, der Stint, der Stöhr, der Weißfisch, der Wels u. a. m.

Die Fische haben keine Stimme.

Die meisten Fische halten sich im Meere auf; einige aber auch in den Flüssen, Seen und Teichen, und man glaubt, daß sie sehr lange leben können.

Manche Fische thun alle Jahre große Reisen aus einem Wasser in das andere, z. B. die Häringe.

Der Roche gebiert lebendige Junge, wie auch der Hai. Eine Art der Haien, welche Menschenfres-

ser genennet werden, wird so groß, daß sie ganze Menschen verschlingen können.

Der Seehahn hat Floßfedern, die fast so lang als der ganze Körper sind. Mit diesen kann er über das Wasser fliegen, so lange sie naß sind. Das nämliche kann auch der Fliegefisch.

Der Schlammpeizker heißt auch Wetterfisch, weil er sich in schlammigem Wasser aufhält, und es trübe macht, so oft sich das Wetter verändert.

Insekten.

Die Insekten unterscheiden sich von den meisten andern Thieren dadurch, daß sie sechs oder mehr Füße, Fühlhörner und am Leibe verschiedene Einschnitte haben.

Die Theile ihres Leibes sind der Kopf, der Vorderleib, der Hinterleib und die Glieder. Am Kopfe findet man den Mund mit den Freßspitzen, den Rüssel, womit sie saugen, die Augen und die Fühlhörner. Ihre Glieder sind die Füße, bei manchen Flügel, und bei einigen auch noch besondere Decken über die Flügel. Einige haben Stachel, Scheren und Zangen, damit sie sich gegen ihre Feinde wehren können.

Die meisten Insekten verändern sich während ihres Lebens, und sind erst Raupen oder Maden; und in dieser Gestalt heißen sie Larven, beschäftigen sich bloß mit Fressen und häuten sich etliche Mal: her-

nach Puppen, und aus der Puppe kriecht nach einiger Zeit ein lebendiges Insekt aus.

Insekten, die ich kenne, sind: die Ameise, die Biene, die Blattlaus, die Bremse, das Fischchen, die Fliege, der Floh, die Grille, die Heime oder die Hausgrille, die Heuschrecke, die Horniß, der Hummel, der Johanniswurm, der Käfer, der Kelleresel, der Kiefenfuß, der Kornwurm, der Krebs, die Laus, der Maikäfer, der Mehlwurm, die Milbe, die Motte, die Mücke, der Ohrwurm, die Papierlaus, die Schabe, der Scharlachwurm, die Schildlaus, der Schmetterling, die Schnacke, der Skorpion, der Seidenwurm, die Spanische Fliege, die Spinne, der Springkäfer, der Tausendfuß, die Wanze, die Wasserjungfer, die Werle, die Wespe, die Zikade. Es sind noch viele andere, die ich nicht kenne; ich werde mir aber Mühe geben, sie kennen zu lernen.

Einige Insekten geben einen Laut von sich. Z. B. die Hornisse und Bienen summen, die Grillen schwirren mit den Flügeln und eine Art der Zikaden singt.

Die Füße sind bei einigen dieser Thiere zum Schreiten, bei andern zum Graben, bei einigen zum Springen, bei andern zum Schwimmen, und bei noch andern zum Rauben und Fangen bequem. Die Spinnen haben acht — die Kelleresel noch mehr — und die Vielfüße wohl auf hundert Füße.

Manche Insekten leben auf dem trockenen Lande, manche aber im Wasser und zwar theils im Meere, theils in süssen Wassern. Einige suchen ihre Nahrung

rung

rung bei den Thieren: denn es frißt nicht nur ein Insekt das andere; sondern viele wohnen auch auf der Haut der größeren Thiere, und nähren sich von ihnen: manche auch im Unrathe der Thiere. Aber die Pflanzen müssen ohne Zweifel die meisten Insekten nähren.

Die Ameisen sind sehr fleißige Thiere. Sie tragen sich zu ihren Wohnungen große Haufen zusammen, unter welchen sie auch ihre Eier und Futtervorräthe verwahren.

Die Bienen saugen den süssen Saft aus den Blumen, und sammeln ihn in ihren Stöcken. Der festere Theil dieses Vorraths ist das Wachs; den flüßigen aber nennet man Honig oder Honigseim.

Zu den künstlichen Thieren gehört auch die Spinne: denn sie macht sich ein Gewebe, worin sie hängt, das sieht aus, wie ein Netz. Man hält die Spinnen insgemein für giftig; aber verständige Leute haben mich versichert, daß sie kein Gift haben. Arten derselben sind die Kreuzspinne und die Tarantel.

Eine gewisse Art Käfer heißt Hirschkäfer, oder Feuerschröter, sie haben Hörner, welche fast aussehen, wie ein Hirschgeweih.

Eine andere Art der Käfer nennet man Todtengräber, weil sie die Gewohnheit haben, todte Mäuse und Maulwürfe unter die Erde zu vergraben, und wenn sie verfault sind, davon zu fressen.

Der Johanniskäfer oder Johanniswurm hat an seinem Leibe zwei Punkte, die im Finstern leuchten, wie Feuer.

Eine andere Art heißt Springkäfer: denn wenn sie auf dem Rücken liegen, so können sie in die Höhe springen.

Der **Mehlwurm** ist nichts anders als die Larve des Schlupfkäfers, und ein angenehmes Futter für die Nachtigallen.

Der sogenannte **Ohrwurm** gehört auch zur Familie der Käfer und hat am Hinterleibe eine Zange. Er liebt die saftigen und süssen Früchte.

Der **Laternträger** ist eine Art der Heuschrecken, deren Kopf des Nachts so hell leuchtet, wie eine kleine Laterne.

Die **Wanzen** wohnen theils im Freien und sitzen auf den Pflanzen, theils in Häusern, besonders im Holze. Sie mögen aber wohnen, wo sie wollen, so stinken sie häßlich.

Blattläuse sitzen in großer Menge auf den Stielen der Pflanzen, und werden von manchen Leuten Mehlthau genennet.

Die **Schmetterlinge** leben nicht lange: sie legen aber Eier, aus welchen nach einiger Zeit junge Raupen auskriechen. Man theilt sie insgemein in Tagvögel und Nachtvögel ein.

Die **Raupe** ist ein langes vielfüßiges Thier, das fast wie ein Wurm aussieht. Die Haut mancher Raupen ist glatt und nackt: bei vielen aber ist sie mit Dornen, Haaren, Borsten besetzt. Manche haben am Hinterleibe ein Horn. Viele Raupen umziehen die Puppe, in die sie verwandelt werden, mit einem Gespinste, das fast wie Spinnengewebe aussieht.

Die Krebse sind mit einer harten Schaale bedeckt, leben im Wasser, mausern sich jährlich und werden sehr alt. Sie haben an den Füßen Scheren, und im Magen Steine, welche man Krebsaugen nennt. Wenn man ihnen die Füße oder die Scheren ausreißt, so wachsen bald wiederum neue. Arten derselben sind der Hummer und die Krabbe.

Würmer.

Von den Würmern weiß ich noch zur Zeit am wenigsten zu sagen. Sie haben keine Knochen und kein Blut, sondern einen weissen kalten Saft. Ohren und Nasen findet man an den Leibern dieser Thiere nicht, wohl aber Fühlhörner. Die wenigsten Würmer haben Gliedmassen: die meisten sind nackt.

In den Leibern der Menschen und Thiere findet man den Bandwurm, die Egel, den Spulwurm, und den Madenwurm; in der Erde den Regenwurm; in den Sümpfen den Blutigel, die Schnecke, die Naide und den Dintenfisch.

Eine besondere Art Würmer sind die Schaalthiere. Einige haben nur eine Schaale (ein Haus) und heissen Schnecken. Andere haben zwei oder mehr Schaalen und heissen Muscheln. Zu den letzteren gehören die Austern.

Die Muscheln leben alle im Wasser, meistentheils im Meere. Die Schaale derselben nennen wir Perlenmutter, weil darin zuweilen Perlen gefunden werden.

Wenn man die Naide in etliche Stücken zerschneidet, so wächst aus jedem Stücke wieder eine Naide.

Der Dintenfisch hat seinen Namen davon, weil er einen schwarzen Saft von sich giebt, der wie Dinte aussieht.

Nun giebts noch eine sonderbare Art Thiere, die größtentheils in der See leben. Sie sehen fast aus wie Pflanzen, denn sie stecken in einer Schaale, die dem Stamme und den Zweigen eines kleinen Baumes oder Strauchs sehr ähnlich ist. Man nennet sie daher Pflanzenthiere. Diese Stämme sind meistentheils mit einem Ende an andere Körper angewachsen, daher können die Thiere, welche darin stecken, sich nicht von einem Orte zum andern, sondern nur die hinausgestreckten Gliedmassen bewegen. Einige aber schwimmen frei herum. Die Schaalen nennet man gewöhnlich Korallen und die Thiere Polypen.

Neunter Abschnitt.

Von den Bedürfnissen des menschlichen Lebens.

Alle die Dinge, welche ich bisher aufgezählt habe, brauchen die Menschen zur Unterhaltung ihres Lebens. Dazu gehört nun Nahrung, Kleidung, Wohnung und Heilung.

Die

* * *

Die gewöhnliche Nahrung der Menschen ist das Fleisch und Fett der zahmen Thiere, nemlich der Rinder, Kälber, Schaafe, Schweine, Ziegen, Gänse, Hühner, Enten, Tauben; auch vieler wilden Thiere, als: der Hirsche, Rehe, wilden Schweine, Hasen, Rebhühner, Fasanen, Schnepfen, Lerchen, und vieler andern Vögel; desgleichen die Fische und Krebse. — Auch die Milch einiger zahmen Thiere wird gegessen, und man kann daraus Butter und Käse machen. Ferner essen die Menschen Brod, Mehl und allerlei Gemüse: Reis, Hirse, Grütze, Graupen, Gries, Obst, Nüsse und andere Baumfrüchte; Hülsenfrüchte, als: Bohnen, Erbsen, Linsen; Kohl, Kräuter, Gurken, Melonen, Kürbisse; Wurzeln: weisse, rothe und gelbe Rüben, Kartoffeln, Sellerí; das Mark der Bäume, als Sago u. a. m.

Das beste Getränk ist Wasser. Außerdem trinken die Menschen auch Wein, Most, Bier, Brandwein, Kaffee mit Rahm, Schokolade, Limonade, Punsch.

Manche Speisen genießt man roh, so wie sie wachsen: manche werden erst zugerichtet, als: gebacken, gekocht, gesotten, gebraten, geröstet, gedörret, geräuchert, eingeböckelt; hernach gewürzt, damit sie gut schmecken.

Als Gewürz werden gebraucht: der Pfeffer, der Ingwer, der Safran, das Salz, der Zimmet, die Nägel oder Würznelken, die Muskate, die Karda-

damomen, der Koriander, der Majoran und viele andere Gewürzkräuter, die Zwiebeln, der Zucker, der Zittwer, der Kalmus, der Senf, der Anis, die Kapern, die Zitronen und Pomeranzen. Flüßiges Gewürz ist Essig, Oel und Honig.

* * *

Kleidung für die Menschen wird gemacht aus Leder, Wolle, Haaren, Pelz, Seide, — Flachs, Nesselgarn und Baumwolle, — Metallen.

Die gewöhnlichen Kleidungsstücke sind, für den Kopf: der Hut, die Mütze, die Perücke, der Haarbeutel; für den Hals: die Binde, die Krause, der Kragen; für den Leib: das Hemd, der Rock, die Weste, der Brustlatz oder das Kamisol, der Mantel, der Schlafrock, der Gurt oder Gürtel; für die Aerme und Hände: die Aermel, die Handschuhe, der Muff; für die Beine und Füsse: die Beinkleider oder Hosen, die Strümpfe, die Kamaschen, die Stiefeln, die Schuhe, die Pantoffeln.

Diese Kleidungsstücke werden am Leibe befestiget durch Schnallen, Knöpfe, Bänder, Hefte; und verziert mit Manschetten, Tressen, Franzen, Schnüren, Quasten, Schleifen.

Zu den Kleidungsstücken werden auch wohl gerechnet: das Schnupftuch, der Degen, die Uhr, der Ring, der Stock, die Dose, der Geldbeutel und die Sporen an den Stiefeln.

Die Frauen brauchen noch einige andere Kleidungsstücke, als: das Halsband, das Halstuch,

die

die Saloppe, den Latz, die Schnürbrust, das Mieder, die Schürze, den Fächer, den Sonnenschirm, den Strickbeutel, Hauben, Kappen, Perlen, Armbänder, Spitzen, Blonden, Nadeln, Hefte, Ohrgehenke, Blumen, Schmuck.

Wenn man sich anzieht oder auskleidet, so braucht man die Kleiderbürste, die Schuhbürste, den Kamm, das Waschgefäß, das Handtuch, die Schere, den Stiefelknecht. Manche Leute brauchen auch Puder, Pomade, Seife, Schminke; und erwachsene Männer lassen sich von Zeit zu Zeit den Bart abscheren.

Aber nicht alle Menschen tragen solche Kleider wie wir, sondern in manchen Gegenden der Erde gehen die Menschen halb oder ganz nackt; und in andern Ländern haben die Menschen auch andere Kleider.

* * *

Die gewöhnliche Wohnung der Menschen ist ein Haus: das besteht aus Mauern und Dach und hat bisweilen mehrere Stockwerke. Die nöthigsten Baumaterialien sind: Holz, daraus Balken, Säulen, Pfosten, Breter, Latten gemacht werden: ferner Steine, Kalk, Sand, Lehm, Gips, Eisen, Blei, Glas u. a. m. Inwendig sind Stuben, Kammern, Gewölbe, Küche, Heerd, Keller, ein Saal, ein Boden, ein Waschhaus, ein Abtritt, der Schornstein oder die Feueresse, die Treppe, Stufen, Geländer.

Zu einer Stube gehören: die Wände, der Fußboden, welcher gepflastert, oder mit Dielen, oder auch mit Estrich belegt ist; die Decke, die Thüre, die Schwelle, die Bänder, die Haspen, das Schloß, der Schlüssel; die Fenster, der Rahm, die Scheiben, die Wirbel; der Ofen, der Kamin.

Das Hausgeräthe ist:

In den Zimmern: Tapeten, Stühle, Tische, Bänke, Schemmel, Sessel, Kanapee oder Sofa, Polster, Betten, Vorhänge, Spiegel, Fußdecken, Wandhaken, Schränke, Kommoden, Wanduhren, Gemählde, Geschirr, als: das Waschbecken, der Spucknapf, der Nachttopf; Leuchter, Lampen, Lichtputzen, Wachsstock, Vogelbauer, eine Klingel, eine Fliegenklatsche, ein Schirm, ein Bücherschrank, ein Klavier, ein Flügel, ein Pult, ein Schreibzeug, wozu Dinte, Papier, Federn, Streusand, Siegellak, Oblat, Petschaft, Federmesser und Schere gehören.

In der Küche: das Topfbret, die Feuerzange, der Feuerbock, der Wasserstender, das Beil, der Hackkloß, der Rost, der Bratspieß, der Bratenwender, der Dreifuß, der Feuerfächer, das Feuerzeug, Stahl, Stein, Zunder, Schwefel; der Durchschlag, der Mörser mit der Keule, das Hackemesser, Töpfe, Tiegel, Schüssel, Näpfe, Teller, Schaalen, Becken, Aesche, Salzfaß, Stürzen oder Decken, Körbe, Fässer, Kannen, Kessel, Pfannen, Flaschen, Krüge, Gläser, Becher, Büchsen, Maaße, Trichter,

ter, Röhren, Löffel, Messer, Gabel, Spicknadeln, Quirle, Rührlöffel, Reibeisen, Brennholz, Kohlen, Asche, Kohlpfanne, Schaufeln, Besen.

Im Keller: ein Lager, Fässer Tonnen, Eimer, Spund, Reif, Zapfen, Heber, Flaschen, Stöpsel, Sand.

Zu einer Haushaltung gehöret auch noch einiges andere Geräthe, als: eine Leiter, ein Schleifstein, ein Ellenmaaß, eine Waage nebst Gewichtern, ein Getraidemaaß, ein Hammer, eine Axt, eine Säge, ein Nagelbohrer, eine Zange, ein Meisel, ein Nachtstuhl, eine Laterne, eine Ofengabel, ein Sieb, Feuereimer, Kasten, Schachteln, Säcke, Stricke, Leinen, Bindfaden, Zwirn, Nagel, und mancherlei andere Vorräthe.

Bei einem Hause ist manchmal auch ein Hof und in dem Hofe ein Born oder Brunn und ein Wassertrog. Aus einigen Brunnen wird das Wasser geschöpft oder gezogen, aus andern geplumpt; aus manchen rinnet es, aus noch andern springt es in die Höhe; daher heissen sie Ziehbrunnen, Röhrständer, Springbrunnen.

Häuser für das Vieh nennet man Ställe oder Hütten. Ein Haus, worin Tauben nisten, heißt ein Taubenschlag; und ein Dach, worunter Bienenstöcke stehen, ein Bienenhaus. Häuser, worin Getraide, Wagen oder Geräthe aufgehoben werden, heissen Scheunen und Schupfen und die trocknen Körner werden auf einem Schüttboden verwahret.

Im

Im Stalle finde ich den Trog, die Krippe, die Raufe, die Streu.

Viele Häuser, die beisammen stehen, heissen eine Stadt, ein Flecken, ein Dorf. In einer Stadt sind Gassen, Thore, Märkte, Plätze, Brunnen, Sturmfässer, Feuerspritzen, Wasserbehälter, Gasthöfe, Kornhäuser oder Magazine, Bräuhäuser, Mühlen, Kirchen mit Orgeln, Thürme, und auf den Thürmen Uhren und Glocken; ingleichen Wasserleitungen, Schleussen und Brücken. In den meisten Städten findet man auch ein Rathhaus, ein Kaufhaus, ein Armenhaus oder Hospital, ein Krankenhaus, ein Arbeitshaus.

Aber nicht alle Menschen wohnen in Häusern, sondern Manche leben unter freiem Himmel, unter Zelten, in Hütten und Höhlen. Solche Menschen nennet man gemeiniglich Wilde.

Ausser den Wohnungen der Menschen und Thiere sind auf der Erde Felder, Gärten, welche mit Mauern, Zäunen, Hecken, Stacketen und Bretwänden eingefaßt werden; Wälder, Weinberge, Strassen, Wege, und an denselben Wegweiser, Heiden, Anger, Sümpfe, Kanäle, Dämme, Graben. Die Gegenden der Erde, wo nichts wächst, wo also auch keine Menschen wohnen, heissen Wüsteneien, Steppen.

Wenn ich von einem Orte zum andern will, so kann ich entweder gehen, oder reiten, oder mich tragen lassen, oder fahren. Man fährt auf dem trockenen

Lan-

Lande in Kutschen, Kaleschen, Schlitten, über das Wasser kommt man auf Brücken oder Stegen: auf dem Wasser fährt man in Schiffen, Flößen, Kähnen.

* *
*

Heilung ist den Körpern der Menschen und Thiere nöthig, wenn sie krank sind. Alle Dinge, die dazu angewandt werden, heissen mit dem allgemeinen Namen Arznei. Man braucht aber dazu die Säfte, Blätter, Rinden, Saamen und Früchte vieler Pflanzen; auch einige Theile der Thiere und der Mineralien. Manche Arzneien werden äusserlich auf die Haut gelegt und heissen etwa Pflaster, Salbe, Balsam. Andere aber werden eingenommen; bald flüßig in Tropfen und Tränken; bald fest, als Pulver, Teig, Kuchen, Pillen, u. dgl.

Eine der besten Arzneien ist das frische Wasser: denn es befördert die Reinigkeit, welche zur Gesundheit des Leibes durchaus nöthig ist. Es hilft die Speisen verdauen, wenn man es trinkt: es erfrischet und stärket die Nerven, wenn man sich damit wäscht und darin badet. An einigen Orten sind warme und andere Wasserquellen, welche gebraucht werden, um Krankheiten damit zu heilen. Man nennet sie warme Bäder, mineralische Wasser oder Gesundbrunnen.

* *
*

Einige von diesen Dingen braucht der Mensch zur Nothdurft, das heißt: er kann ohne dieselben nicht leben, nemlich Brod und Wasser, einen Rock und ein bedecktes Haus. Wer diese hat, muß schon

zu-

zufrieden seyn, und kann nicht sagen: ich habe nicht genug.

Andere dienen zur Bequemlichkeit, das heißt: Wer sie hat und braucht, dem wird das Leben leichter, als dem, der sie nicht hat. Mit Messern, Gabeln und Löffeln kann man bequemer essen, als mit den Fingern, und aus einem Kruge leichter trinken, als aus der hohlen Hand. Auf einem Bette liegt man bequemer, als auf dem Strohe oder auf der harten Erde. Leichter und schneller kann man reisen, wenn man fährt, als wenn man zu Fuße geht.

Noch andere dienen zur Pracht, zum Schmuck oder Putz, zur Zierde, nemlich alle die Dinge, welche für schön gehalten werden, glänzen, oder selten sind; z. B. Silber, Gold, Edelsteine, Perlen. Man kann sehr gut leben, wenn man auch diese Dinge nicht hat.

Manche Leute haben ein Haus, einen Garten, Felder, Wiesen, Vieh, Hausrath, große Vorräthe von Mineralien, Feldfrüchten u. dergl., auch wohl Gold und Silber, Edelsteine und andere Sachen, die zur Pracht gehören. Man nennet sie daher reich: sie können ein bequemes Leben führen. — Andere haben nur so viel, als sie zur Nothdurft des Lebens brauchen: sie heissen daher arm und führen ein kümmerliches Leben. Wer aber auch das nicht hat, sondern um alles, was er zur Erhaltung seines Lebens braucht, erst andere Leute bitten muß, den nennet man blutarm, und er führet ein elendes Leben.

Wenn

Wenn ein Mensch stirbt, so nimmt er seine Güter nicht mit, sondern sie bleiben alle da. Seine Kinder, Anverwandten oder Freunde erben das, was er zurück gelassen hat.

Zehnter Abschnitt.

Von den Gesellschaften und Lebensarten der Menschen.

Viele Dinge wachsen zwar in, aus und auf der Erde, ohne daß sich die Menschen darum Mühe geben: aber doch nicht so viel als sie brauchen. Darum müssen sie anbauen, einsammeln und zubereiten: und was einer nicht selbst erbauen und machen kann, das muß er von andern kaufen, oder sie bitten, es ihm zu schenken. Alles, was die Menschen dieserhalb thun, heißt Arbeit. Die Arbeit wird leichter, und geht geschwinder von statten, wenn ein Mensch dem andern hilft. Darum leben sie nicht einzeln, jeder für sich, sondern in Gesellschaft.

Ein Mann lebt bei einer Frau. Diese Verbindung heißt die Ehe, oder der Ehestand. Haben sie Kinder und Gesinde, so ist das eine kleine Gesellschaft und heißt Familie. Dazu gehören Hausherr, Hausfrau; Kinder, Knechte und Mägde. — Anverwandte heissen: Vater, Mutter, Großvater,

Groß-

Großmutter, Stiefvater, Stiefmutter, Schwiegervater, Schwiegermutter, Sohn, Tochter, Stiefsohn, Stieftochter, Schwiegersohn, Schwiegertochter, Bruder, Schwester, Stiefbruder, Stiefschwester, Onkel, Neffe, Vetter, Muhme. Schwager, u.a.m.

Kinder, deren Eltern gestorben sind, heissen Waisen, und Kinder, deren Eltern man nicht weiß, Findelkinder.

Mehrere Familien, die beisammen in einem Dorfe oder in einer Stadt wohnen, heissen zusammen eine Gemeine, Bürgerschaft. Sie führen mancherlei Lebensarten und treiben verschiedene Geschäfte. So viel ich davon weiß, will ich erzählen.

* *
*

Die Leute, welche in den Dörfern wohnen, nennet man gemeiniglich Bauern oder Landleute. Ihr Geschäft ist die Landwirthschaft, wodurch sie Pflanzen, Thiere und Mineralien gewinnen.

Pflanzen durch den Feldbau, Gartenbau, Weinbau, Holzbau. — Sie pflügen, graben, düngen, egen oder harken den Acker. Dazu brauchen sie den Pflug, die Ege und anderes Geschirr. Alsdenn säen und pflanzen sie Getraide, Kohl, Flachs, Hopfen, Weinstöcke, Obst- und Waldbäume. Wenn das Getraide reif ist, so wird es mit der Sense gemähet, oder mit der Sichel geschnitten, in Garben gebunden und in die Scheune gebracht. Dieses Geschäft nennet man die Erndte. Alsdenn wird es gedroschen, und durch Wurfen, Fegen und Sieben von der

Spreu

Spreu gereiniget. Die ausgedroschenen Aehren mit den Halmen heissen nun Stroh. — Der Flachs wird gerauft, geröstet, gebrecht und gehechelt. Hopfen und Wein wird gelesen, und letzterer gepreßt oder gekeltert. Das Obst wird abgeschüttelt oder gebrochen, und alsdenn getrocknet. Gras für das Vieh wächst auf den Wiesen und Brachfeldern. Wenn es gemähet und gedörret ist, so nennet man es Heu und Grummet.

Die Leute, welche den Gartenbau treiben, heissen Gärtner: den Weinbau besorgt der Winzer und den Holzbau der Förster.

Thiere — durch die Viehzucht, Jagd, Fischerei, Bienenzucht, Seidenbau. Das Vieh bekommt entweder im Stalle Futter und Streu, oder es wird geweidet. Das gewöhnliche Viehfutter ist Hafer und anderes Getraide, Heu, Wicken, Klee, Gras, Disteln, Spreu, Heckfel und Stroh. Eine Anstalt, wo Schaafe in Menge gezogen werden, heißt eine Schäferei. An manchen Orten bleiben die Schaafe den ganzen Sommer über auf dem Felde, und werden des Nachts in Horden beisammen gehalten. Ein Mensch, der das Vieh hütet, heißt Hirte, und der die Abwartung der Schaafe besorgt, ein Schäfer. Das Schlachtvieh wird gemästet, d. h. mit geschrotenem Getreide, Trebern, Kartoffeln und andern Erdfrüchten reichlich gefüttert, bis es fett ist. Die Fische werden in Teichen gehalten, von einem Fischmeister gewartet, und wenn sie eßbar sind, in Häl-

tern verwahret. Die Bienen wohnen in Körben oder Stöcken, und bedürfen ebenfalls mancherlei Wartung. Die Eier des Seidenwurmes werden in einer warmen Stube ausgebrütet, hernach die Raupen mit den Blättern des weissen Maulbeerbaums gefüttert, bis sie sich einspinnen. Darauf wird das Seidenei (Kokong) abgehaspelt, und die Seide gesponnen.

Die wilden Thiere werden entweder mit Hülfe der Jagdhunde von den Jägern aufgespürt und hernach todtgeschossen, wozu diese eine Flinte, Schießpulver, Schrot und Kugeln brauchen: oder auch lebendig gefangen, die vierfüßigen Thiere in Netzen, Gruben und Fallen; die Vögel in Dohnen, Sprenkeln, mit Leimruthen, auf Vogelheerden; die Fische mit Angeln, Hamen, Reusen und Netzen.

Mineralien — durch den Bergbau. Erden, Sand, Torf, Schwefel, Alaun, Vitriol, wie auch alle Metalle und Halbmetalle werden von den Bergleuten gegraben. So wie die Stücken aus der Erde kommen, heissen sie Erze und sind vermischt oder unrein. Alsdenn aber werden sie klein gepocht, gewaschen, durch das Feuer geschieden, oder auf andere Art gereiniget. Die Steine werden gebrochen, und das Salz, womit wir gewöhnlich unsere Speisen würzen, wird gekocht.

* *
*

Die Leute, welche in den Städten wohnen, nennet man gewöhnlich Bürger, und ihre Arbeiten

heis-

heissen Handwerke und Künste. Sie machen aus den Mineralien, wie auch aus den Theilen der Pflanzen und Thiere alle die Sachen, welche ich und andere Menschen zur Nothdurft und Bequemlichkeit, wie auch zum Vergnügen des Lebens brauchen.

Für unsere Nahrung arbeiten der Müller, der Becker, der Fleischer, der Brauer, der Essigsieder, der Brandweinbrenner, der Salzsieder, der Zuckersieder, der Koch oder die Köchinn.

An unserer Kleidung und für den Schmuck des Leibes überhaupt: der Tuchmacher, der Tuchscherer, der Leinweber, der Gerber, der Handschuhmacher, der Kirschner, der Schneider, der Schuhmacher, der Hutmacher, der Perückenmacher, der Spinner, der Stricker, der Walker, der Bleicher, der Färber, der Drucker, der Strumpfwirker, der Gürtler, der Nadler, der Bandwirker, der Posamentirer, der Federschmücker, der Sticker, der Knopfmacher, die Nähterinn, die Putzmacherinn, der Bürstenbinder, der Kammmacher, der Bader und Barbierer, der Goldarbeiter, der Juwelier, der Schwerdfeger, der Uhrmacher; auch alle die Leute, welche die unsauberen Kleidungsstücke wieder waschen und reinigen.

An unserer Wohnung: der Baumeister, der Steinbrecher, der Seinmetz, der Kalkbrenner, der Ziegelbrenner, der Maurer, der Zimmermann, der Ziegel- oder Schieferdecker, der Handlanger, der Schmidt, der Schlosser, der Glaser, der Röhrbohrer, der Tischler, der Töpfer, der Tapezierer, der Schornsteinfeger.

An dem Hausgeräthe und den Werkzeugen arbeiten noch über dieses der Zinngiesser, der Rothgiesser, der Kupferschmidt, der Messerschmidt, der Nagelschmidt, der Zeugschmidt, der Blechschmidt, der Drahtzieher, der Klempner, der Feilenhauer, der Büchsenschäfter, der Binder, der Drechsler, der Gestellmacher, der Wagner, der Korbmacher, der Schachtelmacher, der Siebmacher, der Besenbinder, der Seiler, der Riemer, der Täschner, der Sattler, der Seifensieder, der Schleifer, der Instrumentenmacher, der Orgelbauer, der Glasmacher, der Steinschneider, Pitschierstecher, der Papiermüller, der Kartenmacher, der Buchdrucker, der Buchbinder, der Kohlenbrenner oder Köhler, u. a. m.

Die Leute, welche Arzneien zubreiten, heissen Apotheker.

Zu unserem Vergnügen tragen bei: der Tonkünstler, (Musiker) der Schauspieler, der Mahler, der Bildhauer, der Kupferstecher, der Kunstgärtner, der Zuckerbecker u. a. m.

Der Platz, wo ein Handwerksmann arbeitet, heißt die Werkstatt. Bisweilen sind zu solchen Arbeiten eigene Häuser gebaut, als: die Glashütte, die Pulvermühle, der Eisen- und Kupferhammer, der Kalk- und Ziegelofen, mancherlei Mühlen. Wenn mehrere zusammen arbeiten, so nennet man es eine Fabrik.

Ein junger Mensch, der ein Handwerk lernt, heißt Lehrling oder Lehrjunge: wer es völlig gelernt

hat und treibt, heißt Gesell oder Knappe, und wer andere darin unterrichtet, Meister.

*   *
*

Einige Leute schaffen die Sachen herzu, die bei uns nicht wachsen oder nicht gemacht werden, und verkaufen sie hernach denen, die sie brauchen. Wer dieses Geschäft treibt, heißt ein Kaufmann, ein Kramer, ein Händler. Kaufen und Verkaufen heißt so viel als Tauschen. — Der Kaufmann giebt mir etwas, und ich gebe dem Kaufmann etwas anderes dafür. Das, was mir der Kaufmann giebt, heißt Waare: und das, was ich dem Kaufmann gebe, heißt Geld.

Das Geld wird aus Gold, Silber oder Kupfer geprägt, und besteht aus runden Stücken, welche auf beiden Seiten ein Zeichen haben und Münzen genennet werden.

Die Waaren werden auf Schiffen oder auch auf Wagen und Karren fortgeschafft. Jenes besorgt der Schiffer, dieses der Fuhrmann und Kärner. An manchen Orten braucht man Lastthiere, um die Waaren fortzuschaffen. Sind es aber leichte Sachen, so kann sie auch ein Bothe tragen.

Wenn viele Waaren zusammen auf einen Platz gebracht und in Buden feilgeboten werden, so nennet man das einen Markt: Wochenmarkt, Jahrmarkt, Messe. Eine Waare, wofür man viel Geld bezahlen muß, heißt theuer; wofür man aber wenig giebt, wohlfeil.

Einige Leute nehmen die Fremden in ihre Häuser auf, geben ihnen Stube, Bette, auch zu essen und zu trinken, und lassen sich dafür Geld bezahlen. Man nennet diese Leute Gastwirthe, Speiser: und ein Haus, wo Fremde oder Reisende einkehren, heißt ein Gasthof, Wirthshaus, Schenke.

* *
*

Manche Menschen beschäftigen sich bloß damit, daß sie andere Leute lehren und unterweisen. Man nennt sie Pfarrer, Schulmeister, Lehrer, Professor. Dazu gehören auch die Schreibmeister, Rechenmeister, Sprachmeister, Tanzmeister u. dgl. Ein Ort, wo erwachsene Leute zusammen kommen, um sich lehren zu lassen, heißt Kirche. Für junge Leute nennt man es eine Schule, Universität. Ein junger Mensch, der in die Schule geht, heißt Schüler, der auf einer Universität lebt, Student.

Einige schreiben auch Bücher, welche hernach gedruckt werden, wie dieses Buch, das ich jetzt lese, gedruckt ist: diese heißt man Schriftsteller. Aber Leute, welche nur das abschreiben, was ein anderer ihnen vorgeschrieben hat, heissen Kopisten, oder Schreiber.

Einen Mann, der den Kranken Rath giebt und sagt, was für Arzneien sie brauchen sollen, nennet man Arzt. Wenn er Wunden verbindet, zerbrochene Knochen heilt, verrenkte Glieder wieder einrichtet, so heißt er Wundarzt.

* *
*

Außer diesen giebt es noch eine große Menge

Men-

Menschen, welche keines von allen dieses Geschäften treiben, sondern nur andern Leuten dienen, und ihnen in ihren häuslichen Verrichtungen Hülfe leisten. Dafür bekommen sie nun Essen und Trinken, Wohnung und Lohn. Man nennet sie Diener, Dienstbothen, Knechte, Mägde, Gesinde.

In den Städten sind gemeiniglich ein Gassenvogt, ein Nachtwächter, ein Thorhüter, ein Todtengräber, ein Abdecker.

Andere thun für eine Belohnung allerlei Handarbeiten, die man von ihnen verlangt. Sie heissen Taglöhner.

Endlich sehe ich auch Menschen, welche Waffen tragen, und Soldaten genennet werden. Man hat mir gesagt, das Geschäft, das diese Menschen treiben, bestünde darin, daß sie diejenigen abhalten, die uns mit Gewalt Schaden thun, und unsere Sachen nehmen wollen. Die Häuser, wo solche Menschen sich aufhalten, heissen Wachhäuser, Kasernen.

* *
*

In jeder Gesellschaft sind einige, welche zu befehlen haben. Das heißt: sie schreiben den Uebrigen vor, was sie thun oder nicht thun sollen. Man nennet sie Befehlshaber, Vorgesetzte, Obrigkeiten. Bei den Soldaten heissen sie Officiere. Ein Mann, der allen Menschen im ganzen Lande zu befehlen hat, heißt ein Kaiser, König, Kurfürst, Fürst, Landesherr. Die übrigen Menschen müssen der Obrigkeit gehorchen, und heissen daher Unterthanen.

Wenn

Wenn zwei Leute uneinig werden, einen Streit haben, so dürfen sie nicht einander schlagen, oder mit Gewalt behandeln; sondern sie müssen es ihren Vorgesetzten sagen, welche die Sache untersuchen, und alsdenn aussprechen: Wer Recht — oder wer Unrecht hat. Man nennet das ein Gericht.

Wer der Obrigkeit nicht gehorcht, der heißt ein widerspenstiger Mensch, ein Uebelthäter, ein Verbrecher, und wird gestraft. Entweder es wird ihm etwas von seinen Sachen genommen: oder er wird ins Gefängniß gesetzt, muß in einem Zuchthause schwere Arbeit thun, bekommt Schläge, wird aus dem Lande gejagt oder gar getödtet. Die Obrigkeiten haben auch Leute, welche ihnen dabei dienen und helfen, nemlich Gerichtsdiener, Kerkermeister, Scharfrichter.

* *
*

Wer nicht mit andern Menschen in Gesellschaft, sondern ganz für sich allein lebt und an einem abgelegenen Orte wohnt, den nennet man einen Einsiedler.

* *
*

So lange ich noch klein und schwach bin, kann ich nicht Viel arbeiten; sondern meine Eltern und Freunde arbeiten für mich und geben mir, was ich brauche. Auch kranke und sehr alte Leute können nicht arbeiten; sondern sie werden entweder von ihren Anverwandten oder von der Obrigkeit versorgt. Alle andere Menschen sollen arbeiten; sonst haben sie Nichts zu essen und leiden Noth. Wer nicht arbeitet, der geht müßig.

Be-

Bewegungen des Leibes und Beschäftigungen, durch die man weiter nichts gewinnt, als, daß die Zeit vergeht, heissen Spiel. Ich spiele zuweilen mit dem Balle, Kreisel, Blaserohr. Erwachsene Leute spielen mit Kegeln, Karten, Würfeln und andern Dingen; oder sie gehen spazieren, um ihren Körper in der freien Luft zu bewegen.

Eilfter Abschnitt.

Vom Nutzen und Schaden der Dinge.

Alle die Dinge, von denen ich bisher erzählt habe, tragen zur Erhaltung und Erleichterung unseres Lebens bei: sie bringen uns Nutzen und Vortheil. Es geschieht aber auch zuweilen, daß sie uns das Leben schwer machen oder nehmen: alsdenn nennen wir sie gefährlich und schädlich. Wenn wir die nützlichen Dinge recht brauchen; so können wir Schaden und Gefahr oft abwenden. Ich habe davon auch schon Etwas gehört.

Die Erde trägt den Menschen, die Thiere und alle die Gewächse, wodurch Menschen und Thiere ihr Leben erhalten; aber, wenn sie bebt, so stürzen die Berge und die Häuser ein und sinken auch wohl mit den Menschen, die darin wohnen, unter die Erde. Das ist eine große Gefahr, aus der die

Men-

Menschen sich nicht leicht retten können, weil sie sie nicht vorher wissen.

Die reine Luft ist Menschen und Thieren zur Erhaltung des Lebens, und den Pflanzen zum gesunden Wachsthume nothwendig. Das Athemholen darf nicht lang unterbrochen werden, sonst stockt das Blut und der Tod ist da. Auch die Bewegung der Luft, oder der Wind ist sehr nützlich: denn er hindert die Fäulniß, trocknet die Erde, treibt die Wolken über das Land, setzt Mühlen und Schiffe in Bewegung. Aber

Wenn die Luft mit faulen Dünsten angefüllet ist; so können daraus ansteckende Krankheiten entstehen, woran in kurzer Zeit viele Menschen oder Thiere sterben. Man nennet dergleichen Krankheiten Seuchen, Pest. Die Oerter, wo ansteckende Krankheiten sind, werden versperrt, eingeschlossen, damit nicht andere Oerter auch angesteckt werden.

Wenn die Dünste sich an die Pflanzen anlegen und bei der Sonnenwärme gähren; so nennet man das Mehlthau. Er ist den Pflanzen sehr schädlich.

Der Sturm reißt bisweilen Bäume aus der Erde und wirft die Häuser um. Das Wasser setzt er in so starke Bewegung, daß die Schiffe davon zerbrechen oder untersinken: und die Menschen können der Gewalt des Windes nicht sehr widerstehen.

Blitz und Donner haben ihren gewissen Nutzen: denn sie kühlen und reinigen die Luft und befördern die Fruchtbarkeit der Erde: auch thut der Donner keinen Schaden: denn, er ist ein bloßer Schall.

Aber

Aber der Blitz kann Bäume zerschmettern, Häuser anzünden, Menschen und Thiere tödten. Doch können die Menschen sich einigermassen davor hüten.

Das Feuer ist uns sehr nützlich: denn wir wärmen unsere Stuben damit, wenn es kalt ist: wir brauchen es, um unsere Speisen zu kochen, zu backen und zu braten; um Küchensalz zu sieden, um die Metalle glühend zu machen und zu schmelzen. Aber, es kann auch großen Schaden anrichten, wenn Wälder, Häuser, und in den Häusern Menschen oder brauchbare Sachen verbrennen. Damit das nicht geschehe, muß jeder Mensch mit dem Feuer vorsichtig umgehen und Kinder dürfen mit dem Feuer nicht spielen. Wenn ja ein Haus angebrannt ist, so kann man es mit Wasser wieder löschen. Dazu braucht man die Wassersprützen.

Auch die Abwechslung der Wärme und Kälte ist gut: denn die Kälte zieht wieder zusammen, was die Wärme ausgedehnt hat; aber, wenn es sehr kalt ist, so erfrieren bisweilen Menschen und Thiere: auch den Pflanzen thut die Kälte oft Schaden und hindert sie zu wachsen.

Der Regen, Thau und Schnee sind überaus nützlich; denn, sie befördern das Wachsthum der Pflanzen. Wenn es zu wenig regnet; so wird der Acker trocken und die Pflanzen verdorren. Wenn es zu viel regnet; so wird der Acker zu naß und die Pflanzen verfaulen. Wenn Wolkenbrüche fallen, oder der Schnee jähling zergeht; so entstehen

Ueber-

Ueberschwemmungen, wodurch die Saatfelder, Gärten nud Wiesen verwüstet, Häuser und Bäume umgerissen, Holz und Geräthe weggeschwemmt werden. Auch Menschen und Thiere kommen dabei in Gefahr zu ersaufen. Dagegen schützen sich die Menschen durch Dämme, Kanäle und Schleusen.

Uebrigens können die Menschen ohne Wasser nicht leben: denn, was sollten sie trinken? womit sollten sie sich selbst und andere Sachen waschen und reinigen, wenn sie kein Wasser hätten? Das Wasser treibt auch die Schiffe, in welchen die schweren Sachen fortgeschaft werden. Im Wasser leben eine Menge Thiere, die wir Menschen auf mancherlei Art brauchen können.

Der Hagel und die Schlossen thun oft großen Schaden: denn sie schlagen die Gewächse auf dem Felde und in den Gärten zu Boden und für dieses Uebel wissen die Menschen keine Hülfe.

* *
*

Die Mineralien werden auf sehr mannigfaltige Art benutzt. Erde und Steine brauchen die Menschen zum Bauen, zum Wetzen und Schleifen, zum Färben, zum Malen des Getraides und zu mancherlei andern Bequemlichkeiten des Lebens. Aus dem Sande wird Glas, aus Lehm werden Ziegel und aus Thon vielerlei Gefäße gemacht. Die Salze geben uns Gewürz und Arzneien; auch wird der Salpeter von den Leuten gebraucht, welche Schießpulver machen. Den Schwefel braucht man um Feuer anzuzünden: Steinkohlen und Torf ersetzen den Mangel

gel

gel an Brennholze. Aus den Metallen wird Gold geschlagen, werden auch eine unzählige Menge Gefäße und Werkzeuge gemacht, die den Menschen ihre Geschäfte sehr erleichtern. Doch giebt es auch unter den Mineralien einige, deren unzeitiger Genuß der Gesundheit und dem Leben gefährlich ist. Wir nennen sie daher Gifte. Das stärkste Gift unter den Mineralien ist, so viel ich weiß, Arsenik.

* * *

Alle Theile der Pflanzen sind den Menschen nützlich: die Wurzeln, die Stämme, Stengel und Fasern, die Blätter, die Blühten, die Säfte, die Rinde oder Schaalen, das Mark, die Früchte, die Saamen. Die nahrhaftesten und gesundesten Speisen werden aus den Pflanzen bereitet und auch mit Pflanzentheilen gewürzt. Sie verschaffen uns mancherlei wohlschmeckende Getränke und sind das gemeinste Nahrungsmittel der Zuchtthiere. Aus dem Holze werden Häuser gebaut und eine Menge nützlicher Gefässe und Werkzeuge gemacht: auch ist das Holz ein sehr bequemes Mittel Feuer zu unterhalten. Aus Hanf werden Bindfaden und Stricke; aus Flachs und Baumwolle aber eine Menge Kleidungsstücke, auch Papier gemacht: und die meisten Krankheiten der Menschen und Thiere werden durch die wohlthätigen Kräfte der Pflanzen geheilt. Viele Früchte und Saamen der Pflanzen geben Oel. Endlich macht es uns auch sehr großes Vergnügen, wenn wir grünende Felder, blühende Wiesen

und Bäume, Gärten und Weinberge voll Früchte sehen. Aber auch einige Pflanzen sind giftig, als: der Schierling, der Stechapfel, das Bilsenkraut, die Tollbeere. Man muß sie kennen lernen, damit man sich davor hüten kann.

* * *

Die Thiere bringen den Menschen sehr großen Nutzen. Das Fleisch derselben ist eine der gewöhnlichsten Speisen: auch das Fett, die Milch, das Blut, die Eier, das Mark, und das Eingeweide mancher Thiere wird gegessen. Aus dem Fette, (Talg, Unschlitt) der größeren Thiere werden Lichter und Seife gemacht. Durch den Fleiß der Bienen bekommen wir Honig und Wachs. Die Pferde und Ochsen müssen Pflug und Wagen ziehen; auch reiten die Menschen auf den Pferden. Esel, Maulthiere, Kameele und Elephanten werden mit schweren Lasten beladen, die sie von einem Orte zum andern tragen müssen. Aus der Wolle der Schaafe, aus den Häuten, Fellen und Haaren mancher Thiere und aus dem Gespinste des Seidenwurms werden viele Kleidungsstücke gemacht und mit den Federn der Vögel werden Betten ausgestopft: auch braucht man die Federkiele zum Schreiben. Die Därme, Knochen, Hörner und Borsten einiger Thiere sind ebenfalls brauchbar: denn daraus werden mancherlei Werkzeuge und Geräthe verfertiget. Auch der Koth der zahmen Thiere ist den Menschen nützlich: sie brauchen ihn, um das Feld damit zu düngen. Aber freilich

Su-

Suchen die Thiere ihre Nahrung und fressen bisweilen das, was die Menschen gern für sich behalten möchten. Die Maulwürfe wühlen den Acker um und stöhren dadurch den Pflanzenbau. Die Erdmäuse, Larven der Maikäfer (Eierlinge) und Werlen fressen die Wurzeln der Pflanzen: die jungen Blätter derselben werden von den Schnecken, Regenwürmern und Erdflöhen gesucht. Die Raupen und Käfer fressen die Blätter der Bäume, der Kohlgewächse und anderer Pflanzen; daher kommt es, daß bisweilen gar kein Obst wächst. Die Heuschrecken fressen das Gras auf den Wiesen, das junge Getraide auf dem Felde und richten oft großen Schaden an. Die Hornissen und Wespen saugen den Saft aus den süssen Früchten und die Sperlinge helfen ihnen: dadurch büssen die Menschen manche Kirsche nnd Weintraube ein. Die Mäuse und Kornwürmer fressen das Getraide auf dem Boden und das trockene Gemüse; die Fledermäuse den Speck, die Ameisen den Zucker und das Honig, die Motten das Pelzwerk und die Wolle, die Maden das Fleisch und die Milben den Käse. Die Holzwürmer sind den Häusern und die Seewürmer den Schiffen gefährlich. Die Läuse, Flöhe, Wanzen und andere solche kleine Thiere plagen die Menschen an ihrem Leibe, und im Eingeweide des Menschenkörpers sitzen der Bandwurm, der Spulwurm und verursachen schlimme Krankheiten. Die Füchse, Marder und Stoßvögel stellen den jungen Thieren nach und

die

die größeren Raubthiere fallen auch zuweilen die Menschen selbst an. Viele Schlangen und einige andere Amphibien sind giftig. Einige Thiere bekommen eine Krankheit, welche man Tollheit oder Wuth nennet. In diesem Zustande ist ihr Biß giftig und sehr gefährlich.

Wider diese schädlichen Thiere wehren wir Menschen uns dadurch, daß wir sie tödten und uns selbst und unsere Sachen verwahren, so gut wir können.

* * *

Ein Mensch wird dem andern dadurch sehr nützlich, daß er ihn in der Kindheit, in der Krankheit und im Alter pflegt und wartet; unterrichtet, wenn er unwissend ist; zu rechte weiset, wenn er irret; tröstet, wenn er unglücklich ist: daß er ihm von seinen Gütern mittheilet, wenn er arm ist, und Hülfe leistet, so oft er Hülfe braucht. Aber

Auch ein Mensch thut dem andern auf vielerlei Weise Schaden. Einer schlägt den andern und heißt ein Schläger. Einer nimmt dem andern seine Sachen und heißt ein Dieb oder Räuber. Einer bringt den andern listiger Weise um das Gute, das er genießt, und heißt ein Betrüger. Einer zündet dem andern das Haus oder das Getraide an und heißt ein Mordbrenner. Einer nimmt dem andern das Leben und heißt ein Mörder. Um solchen Schaden zu verhüten, hat jede Gesellschaft ihre Obrigkeiten, welche diejenigen, die andern Schaden zufügen, strafen soll.

Aber, es kommt auch zuweilen eine große Menge Menschen in ein Land, welche alles, was sie da finden, mit Gewalt wegnehmen, die Dörfer und Städte anzünden und die Menschen todtschiessen oder todtstechen. Das nennet man Krieg. Er ist unter allen Uebeln das Schrecklichste. Um es abzuwenden, hält der Landesherr Soldaten, welche das Land beschützen sollen.

Zwölfter Abschnitt.

Von der Erkenntniß durch Sinne und Verstand.

Da ich auf die Welt kam, konnte ich nichts, als mich bewegen, schreien und trinken. Von mir selbst und von allen andern Dingen wußte ich nichts. Aber ich hatte doch äußere Sinne und lernte bald, sowohl mich selbst als andere Dinge empfinden. Ich sahe die Theile meines Leibes; sahe Menschen, Bäume; sahe das Licht, die Farben und die Gestalten der Dinge: ich hörte den Schall, roch die Ausdünstungen, schmeckte die salzigen Theile der Dinge, die ich auf meine Zunge brachte, und fühlte es, so oft ein anderer Körper meinen Leib berührte. Dadurch bekam ich von vielen Dingen, die ich gesehen, gehört oder sonst empfunden hatte, eine Vorstellung.

Gestern habe ich eine Glocke gesehen und ihren Klang gehört. Heute sehe und höre ich die Glocke nicht mehr; aber ich weiß doch noch, wie sie aussahe und wie es klang, wenn man daran schlug. Das macht: ich habe eine Vorstellung davon behalten. — Neulich habe ich eine Melone gegessen. Jetzt habe und esse ich keine Melone; aber ich weiß doch noch, wie sie roch und schmeckte, und wenn mir jemand wieder Melone zu essen giebt, so braucht er mir nicht zu sagen: „das ist Melone;“ ich werde es ohnehin schon wissen: Geruch, Geschmack, Farbe und andere Eigenschaften dieser Frucht sind die Merkmale, an denen ich sie kenne.

Ich bemerke ferner, daß nicht ein Ding so aussieht, wie das andere; auch nicht ein Ding eben so klingt, riecht und schmeckt, wie das andere. Ich habe also eine Vorstellung von Einerlei und Nichteinerlei, das heißt: ich kann vergleichen und unterscheiden. Ich weiß, daß eine Kornblume keine Rose, und eine Rose keine Lilie ist; weiß, daß ein reifer Kürbis größer als eine Pflaume, und ein Käfer kleiner als ein Hund ist; weiß, daß ein □ eine andere Gestalt als ein △, daß **** eine andere Zahl ist, als ***; weiß aber auch, daß ein Hühnerei eben so aussieht, wie ein anderes Hühnerei, und daß ein Kukuk eben so schreit wie der andere Kukuk. In den Vorstellungen, die ich von den Dingen habe, besteht meine Erkenntniß.

Ein-

Einmal sahe ich ein Thier, das einen Kopf, vier Füße uud auf der Haut Wolle hatte. Nun hatte ich eine Vorstellung von der Größe, Gestalt und Farbe dieses Thieres. Ich fragte meinen Vater: Was ist das für ein Thier? Er antwortete mir: Ein Schaaf. Nun hatte ich auch eine Vorstellung von dem Worte Schaaf, das ich meinen Vater aussprechen hörte. So oft ich von der Zeit an den Namen Schaaf wieder hörte, stellte ich mir ein Thier vor, das einen Kopf, vier Füße und auf der Haut Wolle hat: und so oft ich ein solches Thier sahe, stellte ich mir den Schall des Wortes Schaaf vor. Ich lernte also zwei und mehr Vorstellungen mit einander verbinden. Auf eben diese Art lernte ich die Namen vieler andern Dinge: Ich verstand die Reden anderer Leute, und lernte auch selbst reden.

Da ich ein Hühnerei, einen Schneeball und ein Stück Kreide sahe, so bemerkte ich wohl, daß etwas an diesen drei Sachen einerlei; etwas anderes aber nicht einerlei war. Sie hatten nemlich einerlei Farbe, aber nicht einerlei Gestalt und Größe. Ich hörte, daß die Farbe jener Dinge weiß genennet wird. Nun konnte ich mir die Farbe weiß vorstellen, auch ohne die Vorstellung von der Gestalt des Eies oder des Schneeballs damit zu verbinden. Ich lernte also eine Vorstellung von der andern trennen, absondern, und wieder mit einer andern verknüpfen. Denn da ich nun ein weisses Tuch und eine weisse Wand sahe, so sagte ich gleich: das Tuch

ist weiß; die Wand ist weiß. Ich nahm also die Vorstellung: weiß, vom Ei, und verknüpfte sie mit der Vorstellung vom Tuche und von der Wand. Das heißt: ich lernte urtheilen; denken. Daran merkte ich, daß ich Verstand habe. Meine Erkenntniß nahm zu, und ward besser.

Ich habe in meinem Leben keinen Mohren gesehen, und doch mache ich mir eine Vorstellung von einem Mohren. Nemlich, ich stelle mir die Gestalt eines Menschen vor, dessen Haut schwarz aussieht. Diese Art der Vorstellung nennet man Einbildung. Ich bilde mir ein, wie die Dinge sind, wenn ich sie gleich nicht empfunden habe.

Wenn ich mir die Dinge so vorstelle, wie sie sind; so sind meine Vorstellungen wahr: wenn ich mir sie aber anders vorstelle als sie sind; so sind meine Vorstellungen falsch: Irrthümer. Wenn ich mir den Erdkörper rund, und den Honig süß vorstelle; so habe ich wahre Vorstellungen. Wenn ich mir aber einbilde, daß die Erde platt ist wie eine Scheibe, und daß der Honig bitter wie Wermuth schmeckt, so irre ich mich; so sind meine Vorstellungen von der Erde und vom Honige falsch.

Manche Vorstellungen sind mir angenehm: ich fühle dabei Lust oder Vergnügen. Manche aber sind mir unangenehm: ich fühle dabei Unlust, Mißvergnügen. Was mir Lust macht, das begehre, wünsche, verlange ich: was mir aber Unlust macht, das begehre ich nicht; das verabscheue ich vielmehr.

Wenn

Wenn ich hungerig und durstig bin, und mir das Essen und Trinken vorstelle, so fühle ich Lust: darum begehre ich zu essen und zu trinken. Wenn ich müde bin, so begehre ich zu ruhen: wenn mich friert, so begehre ich mich zu wärmen. Aber wenn mich eine Wespe sticht, oder wenn mich jemand schlägt, so empfinde ich Unlust, Schmerz. Ich wünsche nicht, daß mich eine Wespe stechen, oder daß mich jemand schlagen mag.

* * *

Wenn ich eine Vorstellung von der Gestalt eines Maulthiers, oder vom Gesange der Nachtigall, oder vom Geschmack des Salpeters haben will, so ist es am besten, daß ich das Maulthier sehe, und die Nachtigall singen höre, und den Salpeter koste.

Aber es giebt viele Dinge, die ich nicht gleich kann zu sehen bekommen, weil sie weit von mir entfernt sind. Von diesen Dingen kann ich doch auch eine Vorstellung bekommen, wenn ich sie abgebildet sehe; gezeichnet, gemahlt oder in Kupfer gestochen. Man hat auch Bilder, auf welchen der Erdkörper und die Länder auf der Erde abgezeichnet sind. Diese nennt man Landkarten. Dadurch bekommt man eine Vorstellung von der Größe und Gestalt der Länder, wie auch der Gewässer auf der Erde.

Was nicht abgebildet werden kann, das lasse ich mir beschreiben. Was an andern Orten, oder in vorigen Zeiten geschehen ist, das lasse ich mir erzählen: und wenn ich etwas nicht verstehe, so lasse ich mir es erklären.

Neu-

Neulich fragte mich jemand: ob ich in die Rechenschule gienge. Ich wußte nicht, was die Rechenschule wäre, bat also meinen Vater um eine Erklärung, und nachdem er sie mir gegeben hatte, so konnte ich mir eine Vorstellung davon machen.

Wer mir das erzählt, was ich noch nicht weiß, oder Dinge beschreibt, die ich noch nicht kenne, oder Worte erklärt, die ich nicht verstehe; der lehret oder unterrichtet mich: und wenn ich aufmerksam bin, so lerne ich dadurch immer mehr. Wenn aber niemand da ist, der mir erzählen, beschreiben oder erklären kann, so lese ich in einem Buche. Das ist so gut, als wenn jemand mit mir spräche, und ich kann dadurch viel Nützliches lernen.

Wenn ich etwas oft thue, so wird es mir immer leichter, und ich bekomme eine Fertigkeit darinnen. Da ich ein kleines Kind war, konnte ich kaum sechs Schritte gehen, ohne mich führen zu lassen. Weil ich aber oft gegangen und gelaufen bin, so habe ich nun eine Fertigkeit im Laufen: und eben so werde ich bald eine Fertigkeit im Lesen bekommen, wenn ich oft lese. — Wenn man aber etwas so oft thut, daß man endlich gar nicht weiß, wenn man es thut, so heißt das eine Gewohnheit. Wenn ich früh aus dem Bette aufgestanden bin, so gehe ich, ohne daß es mir jemand heißt, und ohne daß ich mir es erst vornehme, zum Wasser und wasche mir Gesicht und Hände. Das ist mir zur Gewohnheit geworden.

Drei-

Dreizehnter Abschnitt.
Von der Sprache und der Schrift.

Mit meiner Stimme kann ich mancherlei Schall verursachen. Ich kann sprechen a, o, u, hä, de, fi, go, hö, ku, lü, mei, nau, u. dergl. Man nennet das Töne; (Sprachtöne) und zwei oder mehr solche Töne zusammen ausgesprochen, heissen eine Sylbe. Wenn ich nun solche Töne ausspreche, ohne etwas dabei zu denken, so sind sie leerer Schall und bedeuten weiter nichts, als etwa das Geschrei eines Thiers. Wenn ich aber bei diesen Tönen denke, so heissen sie Worte, und haben den Nutzen, daß die Leute, die meine Worte hören, dadurch erfahren, was ich denke. Alle Worte, die ich rede, zusammen genommen, heissen die Sprache. Aber nicht alle Menschen reden so wie ich, sondern es giebt viele Sprachen. Die Sprache, die ich rede, heißt die deutsche: ich nenne sie meine Muttersprache. Und wenn jemand mit mir reden will, so muß er auch deutsch sprechen, sonst verstehe ich es nicht.

Wenn ich rede, so thue ich es, damit andere Leute mich verstehen, d. i. meine Gedanken wissen sollen. Damit dieses geschehe, so muß ich mich bemühen, eine reine deutliche Aussprache zu bekommen; muß alle Töne und Sylben so aussprechen, daß man eine von der andern leicht unterscheiden kann. Ich

muß

muß auch jedes Ding mit seinem rechten Namen nennen; denn wenn ich das, was andere Leute Brod nennen, Stein heissen; oder da, wo andere Leute Ich sagen, Man sprechen wollte; so würde kein Mensch wissen, was ich meinte. Auch darf ich weder zu geschwind reden, noch die Sylbe zu sehr dehnen, sonst wird meine Rede undeutlich und unangenehm.

* * *

Wenn ich mit einem Menschen sprechen soll, so muß er so nahe bei mir seyn, daß er meine Rede hören kann. Gleichwohl habe ich auch zuweilen mit solchen Menschen zu reden, die weit von mir sind: wie soll ich das machen?

Die Menschen haben gewisse Figuren erfunden, mit welchen sie die Sprachtöne bezeichnen. Man heißt sie Buchstaben, und sie sehen also aus:

Die großen.

A, B, C, D, E, F, G, H, J, K,
A, B, C, D, E, F, G, H, J, K,
L, M, N, O, P, Q, R, S, T,
L, M, N, O, P, Q, R, S, T,
U, V, W, X, Y, Z.
U, V, W, X, Y, Z.

Die kleinen.

a, b, c, d, e, f, g, h, i, k, l, m,
a, b, c, d, e, f, g, h, i, k, l, m,

n, o, p, q, r, ſ, s, t, u, v, w,
n, o, p, q, r, ſ, s, t, u, v, w,
x, y, z, ff, ſſ, ß, ä, ö, ü.
x, y, z, ff, ſſ, ß, ä, ö, ü.

Mit dieſen Buchſtaben kann ich alle Worte der deutſchen Sprache, alſo auch alle meine Gedanken aufſchreiben. Dazu brauche ich Papier, Dinte, und eine gut geſchnittene Feder. Und wer nur deutſche Schrift leſen kann, und deutſche Sprache verſteht, der kann auf dieſe Weiſe erfahren, was ich denke, wenn er gleich noch ſo weit von mir entfernt iſt. Die Schrift, welche man einem abweſenden Menſchen zuſchickt, heißt ein Brief. Neulich habe ich an meinen Bruder folgenden Brief geſchrieben:

Mein lieber Bruder!

Ich bin nun, wie Du ſiehſt, ſo weit gekommen, daß ich Briefe ſchreiben kann. Das wollte ich Dir gern zeigen, weil ich glaube, daß Du Dich darüber freuen wirſt. Vor einigen Wochen bin ich mit meinem Vater in N. geweſen, und habe da einen ſchönen Garten geſehen. Er machte mir wohl Vergnügen, da ich eine Menge fremder Bäume ſahe; aber, die Bäume in unſerem Garten, welche Aepfel und Birnen tragen, ſind mir doch noch lieber. Meine Mutter hat mir verſprochen, daß ich mit ihr reiſen ſoll, ſo bald ſie Dich wieder beſuchen wird. Darauf freue ich mich ſehr. Ich wünſche Dir vergnügt zu leben.

N. N.

Jeder Brief muß auf ein weisses, beschnittenes Blatt Papier geschrieben seyn. Alsdenn wird er zusammen gebogen, mit Lack oder Oblat versiegelt und abgeschickt. Durch die auswendige Aufschrift muß angezeigt seyn, an wen der Brief geschrieben ist, damit die Besteller wissen, wem sie ihn geben sollen.

Jedes Wort muß mit seinen rechten Buchstaben geschrieben und jede Schrift muß sauber und leserlich seyn. Auch muß man die Unterscheidungszeichen nicht vergessen. Sie heissen: Komma (,) Punkt (.) Kolon (:) Semikolon (;) Fragzeichen (?) Ausrufungszeichen (!) Gedankenstrich (—) Anführungszeichen („) Theilungszeichen (=)

Vierzehnter Abschnitt.

Von den Zahlen und Maaßen.

Weil die Menschen nicht nur wissen wollen, was für Dinge sie haben; sondern auch, wie viel sie von jeder Sache haben; ingleichen, wie lang, wie breit, wie dick, wie schwer, wie weit — überhaupt, wie groß — die Körper sind; so können sie sie zählen und messen.

Die Zahlen heissen: Eins, Zwei, Drei, Vier, Fünf, Sechs, Sieben, Acht, Neun, Zehen, Eilf, Zwölf: — Zwanzig, Dreissig, Vierzig, Fünfzig, Sechzig, Siebenzig, Achtzig, Neunzig: — Hundert: — Tausend.

Man

Man kann die Zahlen auch schreiben. Das geschieht mit Zeichen, welche Ziffern heissen. Es sind ihrer zehen und sie sehen also aus:

1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 0.

Sachen, die man nicht zählen kann oder will, werden gemessen und alsdenn werden ihre Maaße gezählt. Man mißt nemlich manche Dinge

Nach ihrer Länge, als:

Den Weg nach Meilen und Schritten.

Das Feld nach Ackern, Ruthen, Schuhen und Zollen.

Die Leinwand, Zeuge und Tücher nach Ellen und Stäben.

Nach ihrer Schwere, als:

Den Zucker, den Taback, das Fleisch, die Wolle und dergleichen, nach Zentnern, Steinen, Pfunden, Lothen und Quentchen.

Gold und Silber — nach Pfunden, Marken, Unzen, Karathen, Granen und Gränchen.

Nach dem Raume, den sie einnehmen, als:

Das Getraide — nach Muthen, Scheffeln, Vierteln, Metzen und Mäßchen.

Den Wein — nach Fassen, Eimern, Pipen, Kannen, Maßen, Halben und Seideln.

Das Bier und andere flüßige Dinge — nach Fassen, Tonnen, Kannen, Maßen, Halben und Seideln.

Das Holz nach Klaftern.

Nach ihrem Werthe oder Gehalte, als:

Das

Das Geld: Einzelne Stücke heissen Münzen. Bei uns sind gebräuchlich: Heller, Pfennige, Kreuzer, Groschen, Zehner, Zwanziger, Gulden, Thaler, Dukaten, u. a. m.

Nach großen Zahlen, als:

Das Obst, die Eier und dergleichen: Sechzig Stücke heissen ein Schock; fünfzehn ein Mandel; zwölf ein Dutzend.

Das Papier: Fünf und zwanzig Bogen heissen ein Buch; zwanzig Buch ein Rieß; zehen Rieß ein Ballen.

Das Holz: Zwei Klaftern heissen ein Stoß.

Die Getraidemaaße: Zwölf Scheffel heissen ein Malter; dreißig Metzen ein Muth.

Das Geld: Hunderttausend Thaler heissen eine Tonne Goldes; Tausendmal Tausend eine Million. Das Letztere wird auch von andern Dingen gebraucht.

Es giebt aber auch Dinge, die man weder zählen noch messen kann. Doch will man zuweilen wissen, wie groß sie sind. Man erfährt es durch das Rechnen.

Rechnen heißt die Zahlen in Gedanken vermehren oder vermindern.

Vermehrt werden sie, wenn ich mehrere zusammenzähle. Hier stehen 2 Menschen, dort 3 und da 4. Wenn ich sie alle zusammenzähle; so habe ich 9 Menschen. — Ich habe 3 Pfennige. Wenn mir nun mein Vater noch 3, und meine Mutter auch noch 3 Pfennige giebt; so habe ich 3 mal 3, das ist: 9 Pfennige.

Vermindert werden die Zahlen, wenn ich etwas davon wegnehme, oder sie theile. Wenn ich von meinen 9 Pfennigen 4 weggebe; so behalte ich ihrer nur noch 5. — Ich bekomme 15 Aepfel geschenkt; soll sie aber mit meinen beiden Brüdern theilen. Also gehen 15 Aepfel in 3 Theile. Jeder bekommt deren 5.

Die Fertigkeit im Rechnen soll sehr nützlich seyn. Darum will ich mir Mühe geben, daß ich bald fertig rechnen lerne.

Fünfzehnter Abschnitt.

Von der Zeit.

Von der Zeit an, da heute die Sonne aufgieng, bis zu der Zeit, da sie morgen aufgehen wird, vergehen vier und zwanzig Stunden. Eine Stunde wird in sechzig Theile getheilt, welche **Minuten** heissen. Vier und zwanzig Stunden zusammen heissen ein **Tag**. Einen Theil des Tages nennen wir **Morgen**, einen andern **Mittag**, einen dritten **Abend**, einen vierten **Mitternacht**. Die Zeit von Morgen an bis zum Mittage heißt bei uns der Vormittag: und die Zeit vom Mittage an bis gegen Abend der Nachmittag.

Sieben solche Tage zusammen sind eine **Woche**. Diese sieben Tage heissen: Sonntag, Montag, Dienstag, Mittewoche, Donnerstag, Freitag, Sonnabend. Dreissig oder ein und dreissig solche Tage

machen einen Monat aus und zwölf solche Monate ein Jahr. Die zwölf Monate heissen: Januar, Februar, März, April, Mai, Junius, Julius, August, September, Oktober, November, December.

Von diesen zwölf Monaten heissen die ersten drei der Winter, die folgenden drei Frühling, die drei darauf folgenden Sommer und die letzten drei Herbst. Sie sind aber nicht auf der ganzen Erde so wie hier; sondern in manchen Gegenden der Erde ist zweimal im Jahre Sommer und zweimal Winter. Diese Dinge stehen im Kalender. Der Kalender ist ein Buch, in welchem alle Tage eines Jahres verzeichnet sind.

Wenn mir jemand etwas erzählt; so frage ich: Wenn ist denn das geschehen? Will er mir nun darauf antworten; so nennet er mir entweder das Jahr, in welchem es geschehen ist, nach einer Zahl, welche die Jahrzahl genennet wird. Die gegenwärtige Jahrzahl heißt 1800. Oder, er nennet mir den Tag des Monats, ebenfalls nach einer Zahl, z. B. den 20sten Mai, oder den 6ten Oktober. Oder, er nennet mir auch die Stunde des Tages, z. B. Früh um 3 Uhr; Vormittags um 10 Uhr; Nachmittags um 4 Uhr; Abends um 9 Uhr. Denn, durch die Uhr wird es angezeigt, wenn eine Stunde anfängt.

Die Zeit ist theils vergangen, theils gegenwärtig, theils zukünftig. Viel Zeit ist schon vergangen: die gegenwärtige ist ein Augenblick: wie viel noch zukünftig ist, weiß ich nicht.

Sechs=

Sechszehnter Abschnitt.
Von Gott.

Vor einiger Zeit kam ich in eine Stube und fand da eine Wanduhr aufgestellt, die vorhero nicht da gewesen war. Gleich fragte ich: Wer hat die Uhr in die Stube gebracht und aufgestellt? — In den ersten schönen Tagen des Frühlings kam ich in einen Garten, wo im vorigen Jahre nichts als Gras wuchs. Heuer fand ich eine Menge Bäume, die in ordentlichen Reihen da standen. Meine erste Frage war: Wer hat denn die Bäume hierher gesetzt? — Gestern suchte ich meine Schreibfedern an dem Orte, wohin ich sie gelegt hatte, und fand sie nicht. Ich fragte also: Wer hat meine Schreibfedern weggenommen? — Von sich selbst konnte die Uhr nicht in die Stube gekommen seyn. Von sich selbst konnten auch die Bäume nicht in dem Garten entstanden seyn: denn, wenn auch von ungefähr Saamenkerne ausgefallen wären; so würden sie doch nicht von ungefähr in ordentliche gerade Reihen gefallen seyn. Von sich selbst konnten auch meine Schreibfedern nicht vom Platze gekommen seyn. So oft also etwas geschehen ist, nehme ich für ausgemacht an, daß jemand es gethan hat. Das heißt: Ich weiß gewiß, daß jede Veränderung eine Ursache ha-

haben muß. Darum frage ich gerade zu: Wer hat die Uhr aufgestellt? Wer hat die Bäume gesetzt? Wer hat die Federn weggenommen? — Da ich nun die Sonne und den Mond und die Sterne und die Erde uud die vielen Dinge auf der Erde sahe, die nicht von Menschen gemacht sind, so fragte ich auch: Wer hat die Sonne und die Sterne und die Erde gemacht? Von sich selbst können sie doch nicht geworden seyn. Mein Lehrer antwortete mir: Allerdings hat sie jemand gemacht. Wir nennen ihn Gott! —

Einige Kinder spielten auf einem Anger und wollten um die Wette laufen. Ein großer Balke lag ihnen im Wege: sie wollten ihn gern wegschaffen. Zwei oder drei der größten Knaben machten sich darüber her: aber der Kloß war ihnen zu schwer. „Wir wollen alle helfen!“ ruften die andern Kinder, und alle schoben und zogen, so sehr sie konnten; aber der Balke wich nicht von der Stelle. Indem sie sich so vergebens bemühten, kam ein Bauer. Den baten die Kinder ihnen zu helfen. Er hieß sie alle weg gehen und wälzte ganz allein den Balken fort: und das ward ihm so leicht, als wenn es ein Kegel gewesen wäre. Wie kam's doch, daß die Kinder dem Balken nichts anhaben konnten, und daß ihn der Bauer mit so leichter Mühe wegschaffte? Daher kam's, weil der Bauer stärker war als die Kinder alle zusammen. Wenn alle Menschen sich Mühe gäben eine Sonne, einen Stern, oder einen Erdkörper zu machen, so würden sie es doch

nicht

nicht können. Gott hat viele Sonnen und viele Sterne gemacht: daraus erkenne ich, daß Gott stärker ist, als alle Menschen zusammen.

Mein Vater läßt mich bei sich wohnen, giebt mir alle Tage zu essen und zu trinken, schafft mir Kleider und schenkt mir viele Sachen, worüber ich eine Freude habe. Darum nenne ich meinen Vater gütig, und glaube daß er mich lieb hat. Die Menschen wohnen und leben auf der Erde, die Gott gemacht hat. Auf dieser Erde wächst alles, was die Menschen brauchen. Sie finden da zu essen und zu trinken, finden da Sachen, woraus sie sich Kleider machen, Häuser bauen, Werkzeuge verfertigen können. Sie können auf der Erde vergnügt leben: denn Gott schenkt ihnen alle Tage viele Dinge, worüber sie Freude haben. Daran erkenne ich, daß Gott gütig ist und die Menschen lieb hat, und daß sie ihn, wie ihren guten Vater ansehen können.

Weil aber kein Mensch jemals diesen Gott gesehen hat; so glauben wir, daß man ihn gar nicht sehen kann, und nennen ihn deßwegen unsichtbar.

Siebenzehnter Abschnitt.

Von meinen Begierden und Wünschen.

1. Alles, was mir Lust macht, das begehre ich: was mir aber Unlust macht, das mag ich nicht.

Ich wünsche das, was mir Freude bringt, aber ich fürchte mich vor dem, was mir Schmerz und Traurigkeit verursacht.

2. Ich wünsche mein Leben zu erhalten und gesund zu bleiben: daher begehre ich nichts, was mir an meinem Leibe Schaden thun oder gar mich um's Leben bringen kann.

3. Wenn ich gesund bin, so begehre ich alle Tage zu essen und zu trinken: denn mein Leib wird immer wieder hungerig und durstig.

4. Manche Speisen und Getränke schmecken mir gut und manche schmecken mir nicht gut. Jene begehre ich immer: diese begehre ich nicht.

5. Ich bin gern in Bewegung und es wird mir beschwerlich, wenn ich lange still sitzen soll. Auch bin ich lieber in der freien Luft als in der Stube.

6. Wenn ich müde bin, so begehre ich Ruhe: und wenn ich den ganzen Tag in Bewegung gewesen bin; so sehne ich mich des Abends zu schlafen.

7. Was mir leicht wird, das thue ich lieber, als was mir schwer oder sauer wird. Ich liebe die Bequemlichkeit. Wenn ich schlafen will, so lege ich mich lieber auf ein weiches Lager, als auf die harte Bank.

8. Was mir gefällt, das will ich haben: und wenn ich es habe, so gebe ich es nicht gern wieder weg. Es verdrießt mich auch, wenn ich etwas von meinen Sachen verliere.

9. Wenn ich lange Weile habe und nicht weiß, was ich machen soll, so bin ich verdrießlich, daher begehre ich immer einen Zeitvertreib.

10. Es ist mir auch langweilig, wenn ich lange Einerlei thun soll. Ich mag gern immer etwas anderes sehen, hören und thun. Ich liebe die Veränderung.

11. Ich bin nicht gern allein: lieber ist es mir allezeit, wenn andere Menschen um mich sind, mit denen ich umgehen, reden oder sonst mich beschäftigen kann. Ich liebe die Gesellschaft.

12. Es thut mir wohl, wenn ich sehe, daß andere Menschen froh sind; aber es thut mir weh, wenn ich sehe, daß andere Menschen oder Thiere leiden müssen: ich bin mitleidig.

13. Wenn andere Kinder mehr haben als ich, oder sich für besser halten als mich; das verdrießt mich: daher begehre ich immer eben so viel zu haben und eben so gut zu seyn, als sie.

14. Es verdrießt mich, wenn ich gehindert werde, das, was mir Lust macht, zu nehmen, zu thun, oder zu genießen; daher habe ich es nicht gern, wenn mir Etwas verbothen wird.

15. Ich wünsche und begehre zuweilen das, was meine Eltern und Vorgesetzten mir verbiethen und möchte lieber das nicht thun, was sie mir befehlen.

16. Ich wünsche andern Leuten zu gefallen und es macht mir Freude, wenn sie mich loben; aber, wenn sie mich garstig heissen oder tadeln, das verdrießt mich.

17. Ich liebe die Menschen, die mir wohl thun, nenne sie meine Freunde und bin gern bei ihnen: aber ich bin bös auf diejenigen Menschen und Thiere, die mir etwas zu Leide thun, begehre auch wohl ihnen wieder etwas zu Leide zu thun, mich an ihnen zu rächen.

Achtzehnter Abschnitt.

Von meinem gegenwärtigen Zustande.

1. Mein Körper ist gesund und wächst: auch die Werkzeuge meiner Sinne sind in gutem Zustande, worüber ich sehr froh bin. Doch bin ich sowohl als andere Menschen in Gefahr krank zu werden.

2. Da ich auf die Welt kam, hatte ich gar nichts. Was meine Eltern oder andere Leute mir seit dem geschenkt haben, das ist mein: weiter aber nichts.

3. Ich bin jetzt schwach und ungeschickt, und wenn mir nicht meine Eltern und andere Menschen Hülfe leisteten, so würde ich mich bisweilen sehr übel befinden.

4. Wenn gleich meine Eltern und andere Menschen mir Vieles geben und gern helfen, so muß ich doch auch manches dulden, was mir zuwider ist; aber kein Mensch kann das ändern.

5. Es sind auch noch sehr viele Dinge, die ich nicht weiß; ich bin unwissend: aber meine Eltern

und

und andere Leute unterrichten mich: sie sagen mir, was ich nicht weiß.

6. Ich bin weder vornehm noch gering, sondern ich bin ein Kind, und weiß jetzt noch nicht, ob ich künftig einmal vornehm oder gering seyn werde.

7. Weil ich schwach und ungeschickt bin, so kann ich auch jetzt noch wenig oder gar nicht arbeiten, sondern meine meisten Beschäftigungen sind Spiel.

8. Ich bin von meinen Eltern und andern Menschen abhängig, d. i. ich brauche ihre Geschenke, ihre Hülfe, ihren Unterricht und Rath, und kann ihrer nicht entbehren.

9. Alle Menschen, die stärker sind, als ich, haben Gewalt über mich. Sie können mir wohl oder weh thun, und können mich zwingen, das zu thun, was sie haben wollen.

10. Ich habe über keinen andern Menschen Gewalt: denn niemand braucht mich. Ich bin schwach und kann niemanden zwingen zu thun, was ich haben will.

11. Ich kann alles thun, was meine Eltern und Vorgesetzten mir befehlen, wenn ich nur will: denn sie befehlen mir gewiß niemals unmögliche Dinge.

12. Wenn ich das, was ich begehre und wünsche, leicht und reichlich erlange, so heisse ich glückselig: wenn ich aber wenig oder nichts von dem erlange, was ich mir wünsche, so heisse ich unglückselig.

Neunzehnter Abschnitt.
Von den Sitten.

1. Was meine Eltern und Vorgesetzten mir befehlen, das ist Recht; und was sie mir verbiethen, das ist Unrecht.

2. Was meine Eltern, Lehrer und andere verständige Menschen mir rathen, das ist gut und nützlich: und was sie mir widerrathen, das ist bös und schädlich.

3. Was meinen Eltern und andern verständigen Menschen gefällt, das ist anständig oder schicklich: was ihnen aber mißfällt, das ist unanständig, unschicklich.

4. Ich bin schuldig allezeit zu thun, was recht ist, und allezeit zu unterlassen, was unrecht ist. Diese Schuldigkeit nenne ich meine Pflicht.

5. Ich bin klug, wenn ich dem Rathe meiner Eltern und Lehrer folge; aber unbesonnen und dumm, wenn ich ihm nicht folge: denn ich thue mir damit Schaden.

6. Es macht mir Ehre, wenn ich selbst das thue, was meinen Eltern und andern verständigen Menschen wohl gefällt; aber das Gegentheil bringt mir Schande.

7. Wenn andere Menschen sagen, daß ich gut und anständig gehandelt habe, so heißt ihr Zeugniß

Lob:

Lob: wenn sie aber sagen, daß ich schlecht und unanständig gehandelt habe, so heißt es Tadel.

8. Wer immer das thut, was recht und anständig ist, der heißt ein wohlgesitteter Mensch; wer aber das thut, was unrecht und unanständig ist, den heißt man ungesittet und ungezogen.

Zwanzigster Abschnitt.

Vom Fleisse.

1. Ich soll ein guter Mensch seyn; darum muß und will ich mich bemühen, alle Tage in allen Stücken besser zu werden. Wer nicht besser wird, der wird schlechter.

2. Ich soll aufmerksam seyn auf alles, was ich sehe, höre und empfinde, und mir Mühe geben, immer mehr Dinge kennen zu lernen, und also verständiger zu werden.

3. Wenn ich etwas nicht weiß oder verstehe, so muß ich andere verständige Leute darum fragen: und was diese mir sagen und weisen, das muß ich annehmen.

4. Wenn ich etwas Gutes gelernt habe, so muß ich es üben, damit ich es immer besser lerne, und eine Fertigkeit darin erlange.

5. Ich will niemals müßig gehen oder ganz unthätig seyn. Wer keine Lust hat etwas zu thun, der heißt faul: ein garstiger Name.

6. Wenn ich nichts Nützliches thun kann, so spiele ich; aber ich will mir Mühe geben, daß ich bald etwas Nützliches thun oder arbeiten lerne.

7. Wenn mir das, was ich zu thun habe, sauer wird, so soll mich das nicht verdriessen, wenn ich nur damit zu Stande komme, und einigen Nutzen schaffe.

8. Ich werde mich bemühen, die Ursachen der Dinge kennen zu lernen: denn ich möchte nicht gern ein einfältiger Mensch seyn, der sich von Allen Alles weiß machen läßt.

9. Was ich selbst thun kann, dazu will ich nicht die Hülfe anderer Menschen verlangen: ich brauche sie oft genug zu dem, was ich selbst nicht thun kann.

10. Es ist schlechterdings nöthig, daß ich meine Pflichten weiß, was ich jeden Tag und jede Stunde zu thun habe: ich werde mich davon sorgfältig unterrichten lassen.

11. Ich will am liebsten mit solchen Menschen umgehen, von denen ich etwas Gutes lernen kann; aber vor ungesitteter Gesellschaft will ich mich hüten: denn womit der Mensch umgeht, das klebt ihm an.

12. Es ist viel besser, daß ich mich hüte, Fehler zu begehen, als daß ich sie zu entschuldigen suche, wenn sie begangen sind: besser, daß ich nichts versäume, als daß ich das Versäumte nachholen will.

Ein

Ein und zwanzigster Abschnitt.

Von der Ordnung.

1. Ich darf nicht thun, was mir einfällt, oder wozu ich Lust habe; sondern was Recht ist, oder was meine Pflicht mit sich bringt: das heißt man gute Ordnung.

2. Was Recht ist, und was meine Pflicht mit sich bringt, das will ich allezeit gern thun, ohne daß es mir jemand heißt, oder mich mit Gewalt dazu nöthiget.

3. Wenn ich einmal erkannt habe, was Recht ist, so soll mich nichts in der Welt abhalten, es zu thun: andere Leute mögen sagen, was sie wollen.

4. Wenn ich eine nützliche Beschäftigung anfange, so will ich sie so lange fortsetzen, bis ich damit fertig bin: denn nur nach vollbrachter Arbeit ist gut ruhen.

5. Alles, was ich mache, will ich so machen, wie es seyn muß, sonst lerne ich nicht arbeiten und Gutes thun; sondern ich erlange nur eine Fertigkeit Fehler zu begehen.

6. Ich will alles zur rechten Zeit thun, und alles an seinen rechten Ort bringen, so wird es mir nicht leicht an Zeit und Raum fehlen.

7. Wenn ich etwas habe, so will ich es sparen und verwahren. Wer das immer thut, der ist auf dem Wege reich zu werden.

8. Aber ich will auch das, was ich habe, gut gebrauchen und anwenden. Wer das nicht thut, den nennt man geitzig, und ein Geitziger wird weder satt noch froh.

9. Zur guten Ordnung gehört auch die Reinlichkeit: ich will dafür sorgen, daß weder mein Leib, noch meine Kleider, noch meine Sachen schmutzig seyn.

10. Ich will mich gewöhnen immer an alles zu denken, was ich zu thun habe: denn die nachlässigen Menschen, die alles vergessen, sind zu nichts zu gebrauchen.

Zwei und zwanzigster Abschnitt.

Von der Mäßigkeit.

1. Meine Wünsche und Begierden darf ich befriedigen; aber ich muß nur ein gewisses Maaß halten; d. i. ich darf niemals mehr thun, nehmen und geniessen, als nöthig ist.

2. Ich darf mich freuen und vergnügt seyn, aber mein Vergnügen darf niemals weder schädlich noch unanständig seyn.

3. Wenn ich Schmerz und Unlust zu vermeiden suche, so ist das nicht Unrecht; aber die Geduld ist auch nöthig. Ich darf nicht gleich über jedes Leiden verdrüßlich werden.

4. Ich darf nicht mehr essen und trinken als nöthig

thig ist, um Hunger und Durst zu stillen, und nicht mehr schlafen als nöthig ist, um gesund zu bleiben.

5. Ich fürchte mich freilich vor den Dingen, die mir schädlich sind, oder weh thun; aber die Furcht soll mich blos daran erinnern, daß ich mir Mühe gebe den Schaden abzuwenden.

6. Was ich gern haben will, darum darf ich mir Mühe geben; aber wenn ich so viel habe als ich brauche, so muß ich mir daran genügen lassen.

7. Wenn mir jemand etwas zu Leide thut, so darf ich's wohl sagen, daß er unrecht gethan hat; aber ich darf nicht zornig werden, noch weniger ihm wieder etwas zu Leide thun, oder mich rächen.

8. Wenn mir manche Speisen nicht gut schmecken, so ist es ein Zeichen, daß ich keinen Hunger habe: denn dem Hungrigen schmeckt alles gut, was satt macht.

9. Wer muthwillig in die Gefahr geht, den bedauert kein Mensch, wenn er Schaden nimmt. Ich muß aber auch bei allem, was ich thue, vorsichtig und behutsam seyn, damit ich nicht unversehens zu Schaden komme.

10. Die Gelassenheit ist eine sehr gute Eigenschaft; aber, wer hitzig und heftig ist, der zieht sich oft Reue zu und das ist eine schlimme Krankheit.

Drei

Drei und zwanzigster Abschnitt.

Von der Menschenliebe.

1. Andere Menschen haben so viel Recht auf der Erde zu leben als ich: sie wünschen eben so wohl vergnügt zu seyn. Ich will nicht nur Niemanden in seinem Vergnügen stöhren; sondern, es soll mir selbst eine Freude seyn, so oft ich einem andern Menschen Freude machen kann.

2. Ich will gegen alle Menschen freundlich seyn: denn ich sehe es auch gern, wenn andere Menschen gegen mich freundlich sind. Ein freundliches Gesicht erfreuet oft mehr als ein kostbares Geschenk.

3. Wenn ich Jemanden einen gefälligen Dienst leisten kann; so will ich es gern thun, ohne zu fragen ob er mich dafür belohnen wird.

4. Alles, was ich habe und nicht zur Nothdurft brauche, will ich denen mittheilen, die es nicht haben, und doch zur Nothdurft brauchen: denn wer viel hat, der soll viel geben.

5. Wenn ich sehe, daß andere Menschen mehr haben als ich, so will ich es ihnen herzlich gönnen. Wer andere beneidet, der ist ein Menschenfeind.

6. Wenn ich sehe, daß jemand in Noth ist, so will ich ihm helfen, so gut als ich kann. Da ich ein kleines Kind war, bin ich manchmal gefal-

ken, und wenn mich Niemand aufgehoben hätte; so würde ich seyn zertreten worden.

7. Wenn ich sehe, daß ein anderer fällt oder zu Schaden kommt; so will ich niemals darüber lachen oder mich freuen: denn die Schadenfreude ist eine Eigenschaft böser Menschen.

8. So oft ich mit andern Menschen etwas zu theilen habe, so will ich dabei nicht blos auf meinen Nutzen sehen: wer eigennützig handelt, der ist nicht menschenfreundlich.

9. Die Fehler anderer Leute will ich nicht erzählen: denn ich begehe auch Fehler, und es würde mir nicht gefallen, wenn andere Leute sie bekannt machten. Fehler entschuldigen, und so viel möglich verbessern, ist vernünftiger.

10. Wenn ich merke, daß ein Mensch irret: so will ich ihn liebreich zu recht weisen: und wo ich Uneinigkeit und Schaden verhüten kann; da will ich es gern thun.

Vier und zwanzigster Abschnitt.

Von der Gerechtigkeit.

1. Ich will alle Menschen für gut und ehrlich halten, so lange ich nicht das Gegentheil gewiß weiß: denn durch Mißtrauen macht man die Menschen schlimm, die es noch nicht sind.

2. Aber ich will auch gerecht gegen mich selbst seyn und mich ohne Noth niemanden anvertrauen, wenn ich ihn nicht vorher genau kennen gelernt habe.

3 Ich will jedem Menschen lassen was sein ist, und jedem geben was ich ihm schuldig bin: denn das ist nöthig, wenn man in Friede und Ruhe leben will.

4. Folglich darf ich keinem Menschen etwas nehmen, wenn er mir es nicht erlaubt hat. Auch vor dem Naschen will ich mich hüten: denn Naschen ist so schlimm wie Stehlen.

5. Was ich einmal geschenkt habe, das will ich nie wieder fordern: und was ich einmal versprochen habe, das will ich halten. Wo nicht, so heisse ich ein treuloser Mensch.

6. Wer mir etwas zum Gebrauche geliehen oder aufzuheben gegeben hat, dem will ich es unbeschädigt und zu rechter Zeit wieder geben.

7. Wenn ich aus Versehen jemanden einen Schaden zugefügt habe; so will ich ihn freiwillig ersetzen, so gut als es mir möglich ist: denn ich mag nicht gern ein schändlicher Mensch seyn.

8. Ich will keinen Menschen schlagen noch sonst an seinem Leibe beschädigen: denn das ist ein Schade, den ich nicht ersetzen kann: ich würde also lebenslang ein böser Schuldner bleiben.

9. Wenn ich etwas finde, so will ich es so lange sorgfältig aufheben, bis ich erfahre, wer es verloren hat: alsdenn will ich es ihm ehrlich wieder geben.

10. Wenn ich einen unwissenden oder einfältigen Menschen sehe; so will ich ihn nicht verachten noch verspotten, sondern daran denken, daß ich auch einmal unwissend gewesen bin.

11. Noch weniger will ich einen Menschen darum verachten, weil er arm ist, oder schlechte Kleider trägt. Der Arme kann bald reich werden und der Reiche bald arm. Die Kleider aber gehören gar nicht zum Menschen.

12. Man hat mir gesagt, daß es auch thörichte und böse Menschen in der Welt giebt; ich darf sie nicht hassen, sondern muß sie bedauern, wie man einen Kranken bedauert.

13. Wenn ich sehe, daß jemand Unrecht thut; so will ich ihm dabei auf keine Weise behülflich seyn: denn der Helfer verdient sowohl Strafe als der Thäter.

14. Wer mir Gutes gethan hat, dem bin ich Dank schuldig. Ich will ihm zeigen, daß ich das erkenne, so oft ich nur Gelegenheit dazu finde.

15. Meine Eltern haben mir unter allen Menschen das meiste Gute gethan: ich will sie in Ehren halten, so lange als ich lebe, und ihnen zu Liebe thun, was ich nur kann.

16. Auch die Thiere empfinden, was wohl oder weh thut. Ich will kein Thier martern noch ohne Noth tödten: denn es ist mir wohl erlaubt die Thiere zu brauchen; aber nicht — Muthwillen mit ihnen zu treiben.

17. Wenn ich jemanden um etwas bitte, aber nicht erlange; so will ich darüber nicht unwillig werden. Ich kann ja auch nicht alles thun, was andere Leute von mir verlangen.

Fünf und zwanzigster Abschnitt.
Von der Aufrichtigkeit.

1. Wer immer so redet wie er denkt, und so handelt wie er redet, der ist ein ehrlicher Mann. Will ich ein ehrlicher Mann werden; so muß ich schon jetzt allezeit so reden wie ich denke, und so handeln wie ich rede.

2. Wenn ich einen Fehler begangen habe; so will ich ihn nicht leugnen, sondern meinen Eltern und Vorgesetzten gestehen, damit sie mir zur Verbesserung desselben behülflich seyn: denn die **Lüge** ist der Anfang zu allen andern Thorheiten.

3. Nie will ich das was schlecht ist, für gut ausgeben, oder auf andere Weise jemanden betrügen: denn jeder **Betrüger** ist für einen Dieb zu halten.

4. Wer sich besser stellt als er ist, den nennet man einen **Heuchler**: das sind gefährliche Menschen. Lieber will ich gut seyn; so brauche ich mich nicht zu verstellen.

5. Wer andere Menschen überredet, daß das, was unrecht ist, ihnen Nutzen oder Vergnügen bringen werde, der ist ein **Verführer**. Nie will ich jemanden verleiten unrecht zu thun.

6.

6. Manche Leute halten es für einen artigen Spaß, wenn sie einem andern etwas weiß machen oder ihn anführen; aber das will ich niemals thun: denn es ist unfreundlich.

7. Wenn ich Böses von andern Leuten rede, das nicht wahr ist, so verleumde ich sie, und kann damit oft mehr Schaden anrichten, als wenn ich ihnen Feuer an's Haus lege.

8. Habe ich ja bisweilen nöthig von anderer Leute Fehlern zu reden, so will ich es in ihrer Gegenwart thun, damit sie sehen, daß ich nicht die Absicht habe, ihnen zu schaden.

9. Wenn ich irgend einmal anderer Meinung bin, als mein Freund; so will ich es ihm offenherzig und gerade heraus sagen. Das schadet weiter nichts. Wir können deswegen immer gute Freunde seyn.

10. Ich will niemals einen Menschen loben, wenn er es nicht verdienet: denn die Schmeichler sind falsche Menschen, und jede Schmeichelei ist ein Betrug.

Sechs und zwanzigster Abschnitt.

Von der Bescheidenheit.

1. Ich will mir niemals einbilden besser zu seyn als andere Menschen, denn mein Nachbar hat Fehler,

und ich habe auch Fehler: welcher von uns beiden die meisten hat, das kann ich nicht wissen.

2. Ueberhaupt will ich fleißig an meine Fehler denken. Diese Erinnerung wird machen, daß ich nicht stolz werde, und daß ich sie zu verbessern suche.

3. Es gefällt mir freilich, wenn ich von verständigen Leuten gelobt werde. Aber ich will mir nur Mühe geben Lob zu verdienen. Erhalte ich es denn nicht, so ist das ein Zeichen, daß ich es noch nicht genug verdient habe.

4. Ich will die Kunst der Höflichkeit täglich besser lernen, und gegen alle Menschen ausüben. Durch Höflichkeit kann ich niemals etwas verlieren; aber oftmals viel gewinnen.

5. Wer mich auf meine Fehler aufmerksam macht, dem bin ich Dank schuldig: denn er erzeigt mir eine wahre Wohlthat: gesetzt auch, er thäte es auf eine unfreundliche Art.

6. Bei dem Essen und Trinken und allen natürlichen Verrichtungen will ich mich so verhalten, daß andere Leute keine unangenehme Empfindung davon haben.

7. Ich will weder schüchtern seyn, noch mich frech zudrängen: denn jenes ist kindisch, und dieses ist unverschämt.

8. Wer sich schämt, wenn er Unrecht gethan hat, der ist auf dem Wege der Besserung; aber niemals will ich mich schämen, wenn ich Recht gethan habe, oder etwas Gutes thun soll.

9. Wenn ich etwas begehre, das ein anderer auch haben will, so will ich lieber nachgeben, als streiten. Die Welt ist groß: wir haben alle Platz, ohne daß wir einander drängen und stossen.

10. Wer immer Recht haben, und immer das letzte Wort behalten will, der darf in seinem ganzen Leben nicht aufhören zu zanken. Einem Zänker will ich lieber nicht antworten.

11. Was mich nichts angeht, das verlange ich auch nicht zu wissen. Ich habe genug zu thun, daß ich das lerne, was mir zu wissen nöthig ist.

12. Wer eben so gern für anderer Leute Vergnügen, als für sein eigenes sorgt, der verträgt sich gewiß mit allen Menschen. Ich möchte gern mit jedermann in Fried und Einigkeit leben.

13. Ich wünsche immer reinlich und anständig gekleidet zu seyn: der Putz ist eine Spielart, um die ich mich nicht sehr bekümmern werde.

14. Ich kann nicht verlangen, daß andere Menschen sich nach mir richten sollen. Wer andern immer vorschreiben will, mit dem ist kein Mensch gern in Gesellschaft.

Einige Sprüche.

---

1. Was du willst, daß dir die Leute thun sollen, das thue du ihnen auch.

2. So jemand nicht will arbeiten, der soll auch nicht essen; aber ein Arbeiter ist seines Lohnes werth.

3. Man begegnet jedem Menschen so, wie er sich aufführet.

4. Wer für andere eine Grube gräbt, der ist werth, daß er selbst hineinfalle.

5. Was du mit Gelde nicht bezahlen kannst, das bezahle wenigstens mit Danke.

6. Von Gestorbenen und Abwesenden muß man nie Böses reden.

7. Kehre erst vor deiner eigenen Thüre rein, ehe du vor deines Nachbars Thüre gehst.

8. Spotte nicht über deinen Bruder, denn wir haben alle unsere Fehler.

9. Was ich nicht verstehe, das kann ich weder tadeln noch loben.

10. Wer ein Mal gelogen hat, dem glaubt man hernach so leicht nicht wieder.

11. Was man einmal versprochen hat, das muß man halten, sonst heißt man ein Betrüger.

12. Wer niemals getadelt seyn will, den kann man auch niemals loben.

13. Wer viel hat, der soll viel geben: und wer viel kann, der soll viel thun.

14. Thue nichts Böses, so wiederfährt dir nichts Böses.

15. Ich mag Recht oder Unrecht thun: der Lohn wird gewiß nicht ausbleiben.

16. Wer im Sommer nichts sammelt, der wird im Winter nichts zu essen haben: und wer in der Jugend nichts lernt, der wird im Alter Hunger leiden.

17. Wer mit Appetite essen will, der muß vorher mit Lust arbeiten.

18. Das Brod, das ich essen will, kommt nicht zu mir, sondern ich muß es holen.

19. Was ich heute thun kann, das will ich nicht bis morgen verschieben: denn ich weiß nicht, ob ich morgen noch lebe.

20. Wer nicht arm werden will, der muß auch keine Kleinigkeit weg werfen.

21. Viel Kirschen fallen ab, ehe sie reif werden: und viel Kinder sterben, ehe sie groß werden.

22. Wer heute reich ist, kann morgen arm seyn: und wer heute gesund ist, kann morgen todt seyn.

23. So oft du lachst, denke daran, daß du vielleicht bald wirst weinen müssen.

24. Es ist besser allein, als in schlechter Gesellschaft.

25. Böse Gesellschaften verderben gute Sitten.

26. Jedes Thier ist am liebsten bei seines gleichen.

27. Wer sich nicht besudeln will, der muß nicht dahin gehen, wo Pech und Koth ist.

28. Einem Zänker muß man allezeit sechs Schritte vom Leibe bleiben.

29. Wer kein gutes Gewissen hat, der kann ehrliche Leute nicht ansehen.

30. Ein

30. Ein Gericht Linsen mit Liebe schmeckt besser, als der köstlichste Braten mit Zank.

31. Nicht wissen ist keine Schande; aber nicht lernen wollen.

32. Armuth ist keine Schande; aber Thorheit und schlechte Sitten sind Schande.

33. Gold und Perlen sind ein schöner Schmuck; aber Verstand und Tugend noch ein schönerer.

34. Geld und Gut kann mir genommen werden; aber Kunst und Wissenschaft nicht.

35. Ein Vogel, den ich schon in der Hand habe, ist mir lieber, als zwanzig andere, die noch auf dem Baume sitzen.

36. Ein voller Kasten ist wohl gut; aber ein gesunder Magen noch besser.

37. Glücklich bist du, wenn anderer Leute Fehler dich klug machen.

38. Torte schmeckt manchen Leuten besser als Brod; aber Brod ist gesünder.

39. Nicht alles ist gesund, was gut schmeckt: und nicht alle Früchte schmecken gut, die schön aussehen.

40. Mancher Apfel hat eine sehr schöne Schaale und inwendig steckt doch wohl eine Maade.

41. Glaube nicht allen Leuten, die dich loben: denn sie reden manchmal anders, als sie denken.

42. Wer mich nur lieb hat, so lange mir's wohl geht, der ist nicht mein Freund.

43. Den Vogel kennt man am Gesange und den Menschen an seinen Reden.

44. Ueberlege die Sache, ehe du sie thust: denn nach der That ist es zu spät.

45. Wer sich nicht stossen will; der muß nicht im Finstern gehen.

46. Wo man sich einmal die Finger verbrannt hat, da greift man nicht wieder hin.

47. Unter zwei guten Sachen muß man die beste — und unter zwei Uebeln das kleinste wählen.

48. Was man sich in der Jugend angewöhnt hat, das thut man im ganzen Leben.

49. Wenn ein Baum einmal alt und dick geworden ist, alsdenn läßt er sich nicht beugen.

50. Wer ein Kalb stiehlt, der stiehlt auch eine Kuh: und aus einem Näscher wird leicht ein Dieb.

51. Der Vogel kann nicht eher fliegen, bis ihm die Federn gewachsen sind.

52. Gehorchen ist viel leichter als Befehlen.

53. Wer gar zu viel redet, der kann unmöglich lauter Gutes reden.

54. Dem Fleissigen ist nichts zu schwer; aber dem Faulen wiegt jede Pflaumfeder ein Pfund.

55. Bei allem was du thust, denke an das Ende; so wirst du niemals Uebels thun.

Wer-

Versuch in Gesprächen
um
Begriffe zu entwickeln.

I. Zeichen: Kennzeichen.

Kind. Lieber Vater, was schreibst du denn da an die Thür? Vater. Ich mache mir nur ein Zeichen. K. Ein Zeichen? Ich denke, die Zeichen sind von Papier. V. Warum denn eben von Papier? K. Wenn ich wissen will, wie weit ich gelesen habe; so mache ich mir ein Zeichen in's Buch: das ist ein Stückchen Papier. V. Ganz recht! aber darum müssen nicht alle Zeichen von Papier seyn: sondern Zeichen heißt alles, wodurch man an etwas erinnert wird. Alle Dinge, welche machen, daß du an etwas denkst, sind Zeichen. Z. B. du siehst vor einem Hause Brod und Semmel liegen. Gewiß denkst du: Hier wohnt ein Becker. Weil nun die Semmel macht, daß du so denkst; so nennet man sie das Zeichen, das dich daran erinnert, daß hier ein Becker wohnt. So oft die Uhr schlägt, wirst du daran erinnert, daß eine Stunde verlaufen ist. Mithin kannst du jeden Zeigerschlag ein Zeichen nennen. Wenn du Rauch riechst; so denkst du, daß irgendwo in der Nähe Feuer seyn muß. Woran wirst du hier erinnert? K. An das Feuer. V. Und welches ist das Zeichen, das dich daran erinnert? K. Der Rauch.

V.

V. Wenn du Schmerz in deinem Leibe fühlst, woran denkst du dabei? K. An Krankheit! — V. Allerdings! du denkst, daß der Theil deines Leibes, an welchem du Schmerzen fühlst, krank seyn muß. Aber, du würdest wohl nicht an Krankheit gedacht haben, wenn du nicht Schmerz gefühlt hättest: folglich war der Schmerz das Zeichen, welches dich daran erinnerte. Wenn man durch das Zeichen erinnert wird eine Sache von der andern zu unterscheiden; so nennet man es Kennzeichen: denn eine Sache kennen heißt doch nichts anders, als sie von allen andern zu unterscheiden wissen. Z. B. Hier liegt Obst. Kannst du aus der Menge einen Borsdorfer-Apfel heraus suchen? K. Nein, das kann ich nicht. V. Das macht, weil du kein Zeichen hast, woran du den Borsdorfer-Apfel von allen andern Aepfeln unterscheiden kannst. Aber unter diesem Obste sind auch einige Birnen: zeige mir sie. K. Hier ist eine Birne: hier noch eine. V. Woran kennst du sie denn? K. Die Birnen sehen anders aus als die Aepfel. V. Das glaube ich nicht: die Aepfel sehen grün aus und die Birnen auch. K. Ja, aber die Birnen sind oben am Stiele spitzig, und die Aepfel nicht. V. Gut, mein Kind! du hast dir also ein Zeichen gemacht, oder ein Kennzeichen, wodurch du die Birnen von den Aepfeln unterscheiden kannst, nemlich die Gestalt. Die Birnen haben eine andere Gestalt als die Aepfel. Wenn du nun aber Birnen und Feigen unter einander liegen sähest, so würde dein Kennzeichen nichts taugen: denn die

Fei-

Feigen sind oben am Stiele auch spitzig, wie die Birnen. Alsdenn würdest du sie an der Farbe kennen: denn die reifen Feigen sehen braun aus, die Birnen aber grün oder gelb. Nun wäre die Farbe dein Kennzeichen. Wir wollen es noch einmal versuchen. Hier liegen drei Bänder. Das erste soll mein seyn, das andere dein, und das dritte deinem Bruder. Jtzt will ich sie durch einander mengen: kennst du nun deines noch? R. Dieses hier. V. Woran kennst du es denn? R. Weil es roth ist, und die andern beiden nicht roth sind. V. Gut! also war hier die rothe Farbe dein Kennzeichen. Aber nun wollen wir drei rothe Bänder nehmen. Das erste hier soll wieder mein seyn, das andere dein, und das dritte deinem Bruder. Ich menge sie unter einander, und nun zeige mir deines. R. Dieses hier. V. Woran kennst du es aber? sie sind ja alle drei roth. R. Meines war das längste. V. Gut! also war hier die Länge dein Kennzeichen. Ferner, hier sind zweierlei Fleckchen. Sie sind beide blau, und sind auch von jeder Art große und kleine. Die zur rechten Hand liegen sind von Wolle, und die zur linken Hand liegen sind von Seide. Siehe sie beide recht an, und greife sie an und merke dir etwas, woran du die wollenen von den seidenen unterscheiden kannst. — R. Nun habe ich mir etwas gemerkt. V. Gut! ich will sie unter einander mengen, und nun lies mir ein seidenes und wollenes heraus. R. Hier ist ein seidenes, und hier ein wollenes. V. Woran kennest du sie denn? R.

Die

Die wollenen sind rauh, und die seidenen glatt. V. Recht wohl! Das siehest du: und wenn du es auch nicht sähest, so könntest du es fühlen. Das ist ein gutes Kennzeichen. Noch etwas! Hier stehen drei Gläser. In dem einen ist Wein, in dem andern Essig, in dem dritten Wasser. Es ist ein Glas so groß und so voll als das andere: der Wein sieht roth aus, der Essig roth und das Wasser auch roth. Woran wolltest du nun wohl sehen, in welchem Glase der Wein, in welchem der Essig, und in welchem das Wasser ist? K. Ich müßte sie kosten. V. Weißt du denn, wie Wein und wie Essig schmeckt? K. Ja, das weiß ich recht wohl. V. Nun wohl, das wäre ein Kennzeichen, nemlich der Geschmack. Aber gesetzt nun, du dürftest sie nicht kosten, und wolltest doch gern wissen, was in jedem Glase wäre; woran würdest du es sonst merken können? K. Wenn ich es nicht kosten dürfte, so weiß ichs nicht. V. Ich will dir noch ein Kennzeichen sagen: den Geruch. Wein hat einen andern Geruch als Essig; und Wasser hat, wenn es rein ist, gar keinen Geruch. — Kennest du deinen Bruder Karl? K. Ja, den kenne ich recht gut. V. Woran kennst du ihn denn? K. An seinem Gesichte. V. Recht! also wenn gleich fünfzig andere Knaben da stünden, so würdest du von allen Fünfzigen keinen einzigen für deinen Bruder Karl ansehen: denn kein einziger würde gerade so ein Gesicht haben, wie er: und du hast dir in seinem Gesichte Kennzeichen gemacht, dadurch du ihn von allen andern

dern

dern Menschen unterscheiden kannst. Solche Kennzeichen muß man sich von allen Sachen merken, damit man nicht ein Ding für das andere ansieht. Sobald du eine Sache von allen andern Sachen unterscheiden kannst, so heißt es: du kennest sie. Nun will ich sehen, ob du dir gute Kennzeichen merken kannst. Hier sind zehn Kartenblätter, davon merke dir einmal dieses einzige. Suche dir ein Kennzeichen, daran du es wieder kennen kannst. Morgen will ich dich fragen: was es für eins gewesen ist; da sollst du es unter allen zehn heraus suchen.

II. Eigenschaft.

Kind. Lieber Vater, wie sieht denn eine Eigenschaft aus? — Herr Ernst sagt immer: ich soll die Dinge nach ihren Eigenschaften kennen lernen. Vater. Ich habe dir neulich gesagt: Man müßte an jeder Sache, die man sieht, hört ꝛc. etwas bemerken, daran man sie kennen, d. i. von andern Sachen unterscheiden kann: weißt du das noch? K. Ja, Vater, ich weiß es noch recht wohl. Wir hießen es Merkzeichen. V. Kennzeichen willst du sagen? K. Ja, ja, Kennzeichen. V. Nun gut, wenn du das noch weißt, so kannst du auch leicht wissen, was eine Eigenschaft ist. Wenn du etwas an einer Sache bemerkt hast, daran du sie kennen willst, so mußt du

Acht haben: ob du das, was du daran bemerkt hast, allezeit — oder nur manchmal an derselben Sache findest. Findest du es allezeit, so heißt es eine Eigenschaft derselben Sache, und alsdann ist es ein gutes Kennzeichen. Findest du es aber nicht allemal; so ist es auch keine Eigenschaft und kein gutes Kennzeichen. Ich will dir ein Beispiel geben. Siehe, hier sind zwei Körper. (Denn daß es Körper sind, erkennest du daran, daß du sie beide sehen und fühlen kannst.) Das eine ist ein Stück Leder: und das andere ein Span Holz. Wirst du sie wohl beide kennen? wirst du das Holz vom Leder unterscheiden können? — Ich meine so, daß du nicht das Leder für Holz, und das Holz für Leder ansiehst. Sage mir einmal: welches ist das Leder? und welches ist das Holz? K. Das hier ist Leder, und das da Holz. V. Woher weißt du es denn? K. Weil du mir es gesagt hast. V. Das taugt nichts. Wenn du nun einmal anderswo Holz und Leder beisammen liegen siehst und niemand da ist, der dir es sagen kann; so wirst du alsdenn nicht wissen, was Holz und Leder ist. Du mußt dir selbst Kennzeichen machen, selbst an jedem Körper etwas merken, wodurch du ihn kennen, und von den andern unterscheiden kannst. Sieht denn das Leder gerade so aus, wie das Holz, und das Holz wie das Leder? K. Nein! das Leder sieht braun aus, und das Holz weiß. V. Du machst dir also hier die Farbe zum Kennzeichen, woran du diese beiden Körper unterscheiden willst. Aber findest du denn die-

sel-

selbe braune Farbe allezeit bei dem Leder, und die weisse Farbe allezeit bei dem Holze? Verstehst du das nicht, so will ich dich anders fragen: Sieht denn alles Leder braun, und alles Holz weiß aus? K. Nein! V. Nun, also kannst du auch das Leder nicht daran kennen. Die braune Farbe ist keine Eigenschaft des Leders, und die weisse Farbe keine Eigenschaft des Holzes, weil man sie nicht allezeit bei diesen Körpern antrift. Hier will ich dir ein Paar andere Stücke zeigen: sie sehen beide weiß aus. Nun wirst du nicht wissen, welches Holz, und welches Leder ist. Aber nimm sie einmal in die Hand: vielleicht findest du etwas anderes, woran du sie kennen kannst. Greift sich denn das Holz eben so an, wie das Leder? K. Nein! das Holz ist hart, und das Leder ist weich. V. Das ist schon besser. Ich will dir es aber noch besser zeigen: Siehe, das Leder kann ich beugen, (es ist geschmeidig) aber das Holz nicht. Eben dieses findest du wenigstens bei den meisten Arten des Leders, es mag gleich braun oder weiß, oder roth oder schwarz seyn. Es ist also eine Eigenschaft des Leders, daß es sich beugen läßt. Siehe einmal deinen Bruder an. Er sieht jetzt blaß aus: aber sieht er allezeit blaß aus? K. Nein! V. Also ist auch die Blässe des Gesichtes nicht seine Eigenschaft, weil sie sich nicht zu aller Zeit bei ihm findet. Du kannst dir folglich auch die blasse Farbe nicht zu einem Kennzeichen deines Bruders machen. Aber wie sehen seine Haare aus? K. Schwarz. V. Hat er allezeit

schwar-

schwarze Haare? K. Ja! allezeit. V. Also ist das eine Eigenschaft seiner Haare, und ein Kennzeichen, woran du deinen Bruder von allen andern Leuten, wenigstens in unserm Hause unterscheiden kannst, weil sonst niemand schwarze Haare hat, als er. Ferner: dein Bruder ist lustig, und das ist er zu aller Zeit; folglich kann man es seine Eigenschaft nennen. Eben so hat jedes Ding seine Eigenschaften, woran man es kennen, oder von andern Dingen unterscheiden kann. Z. B. der Stein ist fest; das Metall ist schwer; das Salz löset sich auf; die Pflanzen wachsen; die Thiere bewegen sich; der Mensch denkt, u. s. w.

III. Das Ganze: der Theil.

Vater. Was meinst du wohl: ob der Theil größer ist als das Ganze? oder das Ganze größer als der Theil? K. Lieber Vater, ich weiß nicht, was das Ganze — und weiß auch nicht, was der Theil ist. V. Beides sollst du bald wissen. Ist dein gläserner Becher zerbrochen? K. Nein! er ist noch ganz. V. Du sagst: er ist noch ganz: und vor einem Augenblicke sagtest du: ich weiß nicht, was das Ganze ist. Wenn nun dein Becher zerbrochen wäre; würdest du ihn auch noch ganz nennen? K. Nein. V. Was ist also ganz? K. Was nicht zerbrochen ist. V. Weil also dein Becher nicht zerbrochen ist; so nennen wir ihn Ganz oder ein Ganzes. (Ding.) Wenn er nun

aber zerbrochen wäre; was würdest du da sehen? K. Die Stücke oder die Glasscherben. V. Allerdings! und diese Stücke sind die Theile, aus welchen das Ganze bestand oder zusammengesetzt war.— Hier liegt eine Frucht: Nennst du sie Apfel oder Stück eines Apfels? K. Ich nenne sie Apfel. V. Wenn also diese Frucht kein Stück oder Theil ist; so ist sie ein Ganzes, ein ganzer Apfel. Ich schneide diesen Apfel entzwei: nun siehst du zwei — Aepfel oder Stücke? K. Ich sehe nicht zwei Aepfel; sondern zwei Stücke. V. Und diese Stücke heissen Theile des Apfels. Ich zerschneide jeden Theil noch einmal: wie viele Theile siehst du nun? K. Nun sehe ich vier Theile. V. Du hast also nun gesehen, was ein Ganzes — und was ein Theil ist. Eben so ist jeder Körper ein Ganzes und jeder Körper besteht aus Theilen: und wenn man sie gleich nicht von einander schneidet oder trennet; so sind doch die Theile da. Auch dein Leib besteht aus Theilen. K. Willst du denn meinen Leib auch zerschneiden? V. Nein! das darf und werde ich nicht thun: denn dadurch würde ich dich tödten. Wir sehen aber doch die äusseren Theile deines Leibes, wenn er gleich nicht zerschnitten ist, so gut, als wir die Theile des Apfels sahen, ehe er zerschnitten war. So, wie ich hier stehe, siehst du meinen ganzen Leib. Du siehst aber auch die äusseren Theile meines Leibes, den Kopf, den Rumpf, die Aerme und die Füße. Keiner dieser Theile ist für sich allein ein ganzer Menschenleib; so

wie

wie auch kein Theil des Apfels für sich allein ein ganzer Apfel ist. Verstehst du das? Ist mein Kopf ein Menschenleib? K. Nein! V. Aber Theil eines Menschenleibes ist er, denn er gehört dazu und alle übrige Theile meines Leibes würden auch zusammengenommen, ohne Kopf, keinen ganzen Menschenleib ausmachen. Ist mein Arm ein Menschenleib? K. Nein! aber er ist ein Theil des Menschenleibes. V. Und so alle die Uebrigen. Nun wirst du auch auf meine Frage antworten können. Du hast ganze Körper und hast Theile gesehen. Welches ist nun größer: der Theil oder das Ganze? Ist mein Kopf größer als mein ganzer Leib? K. Nein! Dein ganzer Leib ist größer als der Kopf. V. Ist dieser Theil des Apfels größer als der ganze Apfel war? K. Nein! der ganze Apfel war größer. V. Und wenn dein Becher zerbrochen wäre: glaubst du, daß ein Stück oder ein Theil desselben eben so groß seyn würde, als jetzt der ganze Becher ist? K. Nein! die Stücke würden kleiner seyn. V. Eben so ist es mit allen andern Körpern. Jeder ganze Körper ist größer als ein Theil desselben und jeder Theil eines Körpers ist kleiner als der ganze Körper. Daß aber alle Theile zusammen genommen gerade so groß sind, oder gerade so viel betragen, wie das Ganze; das kann ich dir am besten mit einer Waage zeigen. Hier liegt ein Brod; das ist gerade so schwer, wie dieses Pfundgewicht: das kannst du am Waagebalken oder an der Zunge sehen. Wenn ich das Brod in vier Theile schneide und

einen davon auf die Waage bringe: ist dieser auch so schwer als das Pfundgewicht? K. Nein! V. Weil der Theil allezeit kleiner ist als das Ganze. Wenn ich aber zwei Viertheile des Brods auf die Waage lege; sind sie eben so schwer als das Pfundgewicht? K. Nein! auch diese nicht. V. Aber drei Viertheile? K. Noch nicht! V. Aber alle vier Viertheile? K. Ja, eben so schwer. V. Daraus kannst du sehen, daß alle Theile eines Ganzen eben so groß sind, oder eben so viel betragen, als das Ganze selbst.

IV. Unterschied: Gleichheit.

Vater. Hier ist unser Garten und hier darneben ist eine Wiese: was ist nun wohl für ein Unterschied zwischen dem Garten und der Wiese? K. Der Zaun. V. Freilich: aber ich frage nicht, was zwischen dem Garten und der Wiese gebaut ist; sondern was du für einen Unterschied bemerkst? K. Ich weiß nicht was du mit dem Unterschiede meinst. V. Erinnerst du dich noch dessen, was wir neulich von den Eigenschaften geredet haben? K. Ja! lieber Vater. V. Nun siehe: wenn zwei Dinge einerlei Eigenschaften haben; so sind sie einander gleich: wenn aber ein Ding andere Eigenschaften hat als das andere; so heißt es: sie sind unterschieden. K. Ja, ja! nun merke ich es bald. V. Weißt du nicht, was das

heißt: ein Ding ist wie das andere? Z. B. Hier sind zwei Kegel; wir wollen sie neben einander setzen. Siehe sie recht an und alsdenn sage mir: sieht einer aus wie der andere? oder sieht dieser anders aus als jener? K. Mich dünkt, es sieht einer aus wie der andere. V. Das meine ich auch. Dieser ist von Holz und jener ist auch von Holz. Beide sind rund. Einer ist so lang, so dick, so schwer, wie der andere. Mit einem Worte: einer hat eben die Eigenschaften wie der andere. Sind nun die beiden Kegel einander gleich; oder sind sie unterschieden? K. Sie sind einander gleich. V. Allerdings! Nun aber will ich einen Leuchter neben den Kegel setzen: sind diese beiden Dinge auch einander gleich? K. Nein! gar nicht. V. Warum denn nicht? K. Der Leuchter ist von Zinn und der Kegel von Holz. V. Allerdings! Du bemerkst also einen Unterschied. Ferner: Hier stehen zwei Tische. Findest du nun eine Gleichheit oder einen Unterschied zwischen ihnen? K. Lieber Vater, ich finde einen großen Unterschied. V. Welchen denn? K. Dieser hier ist rund, und jener dort ist viereckig. V. Ganz recht! Der Unterschied zwischen diesen beiden Tischen ist also in der Gestalt. — Sie sind aber auch einander gleich; denn dieser ist eben so hoch, als jener: dieser hat vier Füße, jener hat auch vier Füße: dieser ist von Holze, jener auch von Holze gemacht. Also im Gestell, in der Höhe und im Material dieser Tische ist eine Gleichheit; aber in der Gestalt der Tischblätter ist ein Unterschied. Eben so

können viele Dinge in gewissen Stücken einander gleich — in gewissen andern Stücken aber unterschieden seyn. Z. B. Hier liegen zwei Stücke Geld. Sind sie einander gleich oder sind sie unterschieden? K. Sie sind unterschieden. V. Aber ich dächte, sie wären einander gleich: denn dieses ist ja eben so groß, als jenes: dieses ist rund, und jenes auch rund. K. Ja, das ist wohl wahr; aber dieses ist gelb, und jenes ist weiß. V. Du hast Recht, mein Kind. Also ist der Unterschied zwischen diesen beiden Münzen in der Farbe, oder vielmehr in dem Metalle, woraus sie geprägt sind. Denn weißt du nicht mehr, wie dieses gelbe Metall heißt? K. Gold. V. Und dieses weiße hier? K. Silber. V. Also ist in der Gestalt und in der Größe dieser beiden Münzen eine Gleichheit; aber in der Farbe und im Material ein Unterschied.

V. Ursache: Folge.

Vater. Hast du schon gesehen, daß dein schöner Nelkenstock verwelkt ist? K. Ja! lieber Vater, ich habe es gesehen. V. Aber weißt du auch die Ursache? K. Ich weiß noch gar nicht, was das heißt: Ursache. V. Du weißt das gewiß schon: nur, daß dir das Wort noch nicht geläufig ist. Du fragtest gestern: Woher kommt denn der Knall, wenn ge-

schossen wird? — Ein ander Mal fragtest du: Warum sind denn im Winter mehr Nebel, als im Sommer? Das ist gerade so viel, als wenn du gefragt hättest: Welches ist die Ursache des Knalls bei dem Schusse? oder was ist die Ursache der häufigen Nebel im Winter? Du wolltest also eine Ursache wissen, ob du gleich nicht das Wort Ursache brauchtest. Denn so oft du sprichst: Warum? — oder: Woher kommt das? so fragst du nach einer Ursache. Aber ich will mich bemühen, dir das noch deutlicher zu machen. Wenn ich an die Glocke schlage, so schallt es. Du siehest den Schlag und hörest den Schall. Welches von beiden geschieht nun eher: der Schlag oder der Schall? K. Der Schlag geschieht eher. V. Wenn Feuer im Ofen brennt, so wird es in der Stube warm. Welches ist nun eher: das Feuer im Ofen, oder die Wärme in der Stube? K. Erst muß Feuer im Ofen brennen: hernach wird es warm in der Stube. V. Wenn Schwefel angezündet wird, so riechst du es. Welches erfolgt nun eher: das Brennen des Schwefels, oder dein Geruch? K. Erst brennet der Schwefel, alsdenn rieche ich es. V. Du hast ganz recht geantwortet, und siehst daraus, daß ein Ding eher kommt oder geschieht, als das andere; daß eins auf das andere folge. Wenn nun das Eine macht, daß das Andere entsteht oder erfolgt; so nennet man jenes die Ursache, und dieses die Folge. Wenn ich an die Glocke schlage, so macht der Schlag, daß der Klang entsteht: also heißt der

Schlag

Schlag die Ursache, und der Klang die Folge. Wenn Feuer im Ofen brennt, so wird die Stube warm. Würde sie auch warm werden, wenn kein Feuer im Ofen brennte? K. Nein! sie würde kalt geblieben seyn. V. Also macht das Feuer im Ofen, daß es in der Stube warm wird. Das Feuer ist die Ursache, und die Wärme ist die Folge. Ferner: Wenn ich diesen Stahl nehme und mit dem Feuersteine daran schlage: was siehest du da? K. Ich sehe Funken. V. Woher kommen denn die Funken? K. Sie kommen aus dem Stahle. V. Nicht so, mein Kind: denn wenn ich den Stahl auf dem Tische liegen lasse, oder ihn blos in der Hand halte; siehest du Funken heraus kommen? K. Nein, da sehe ich keine. V. Oder siehest du Funken aus dem Feuersteine springen, wenn er auf dem Tische liegt? K. Nein, auch da sehe ich keine. V. Aber sobald ich mit dem Feuersteine an den Stahl schlage; siehe, so kommen Funken. Was ist also die Ursache der Funken? K. Das Anschlagen. V. Allerdings! und die Funken sind eine Folge des Anschlagens. Es können aber auch zwei Dinge auf einander folgen, ohne daß eins die Ursache und das andere die Folge ist. Z. B. Jetzt, indem ich mit dir rede, billt ein Hund auf der Gasse: Etwa darum, weil ich mit dir von Ursachen und Folgen rede? K. Nein! darum gewiß nicht: denn der Hund hört das nicht. V. Also ist meine Rede nicht die Ursache des Bellens, und das Bellen nicht Folge meiner Rede. Du hast in der vergangenen Nacht geschlafen. Macht

etwa dein Schlaf, daß der Nelkenstock verwelkt ist? K. Nein! das glaube ich nicht: denn ich habe schon oft geschlafen, und der Nelkenstock ist doch nicht verdorret. V. Der Schlaf ist also nicht die Ursache des Verdorrens. Aber eine Ursache muß doch da seyn: denn ohne Ursache geschieht nichts in der Welt. Weißt du sie nicht, so will ich dir sie sagen. Du hast ihn nicht begossen. Wenn eine Pflanze grün bleiben und wachsen soll, so muß sie Wasser haben, das weißt du. Das Wasser ist also eine nothwendige Ursache des Pflanzenlebens. Da du nun deinem Nelkenstock kein Wasser gegeben hast, so hat er auch nicht leben können: denn wenn die Ursache fehlt, so fehlt auch die Folge.

VI. Veränderung: Verwandelung.

Kind. Lieber Vater, du sagtest mir, es giengen beständig Veränderungen vor; aber ich sehe ja keine. V. Es liegt blos daran, daß du nicht aufmerksam bist. K. Ich will aufmerksam seyn; laß mich nur eine Veränderung sehen. V. Bedenke nur, daß alles das, was anders ist, als es vorhin war, eine Veränderung erlitten hat. Da nun alles in der Welt von Zeit zu Zeit anders wird, als es vorhin war, so kann man auch wohl sagen, daß alle Augenblicke in der Welt Veränderungen vorgehen. K.

Auch bei uns hier? V. Auch bei uns: denn auch wir gehören zur Welt. K. Das möchte ich doch sehen! V. Erinnerst du dich noch, daß es in der vergangenen Nacht finster war? K. Ja! V. Ist es jetzt noch finster? K. Nein! jetzt ist es hell. V. Also ist es jetzt anders, als es vorhin (in der Nacht) war: es ist eine Veränderung vorgegangen, und die nemliche Veränderung geht, wie du wohl wissen wirst, alle Tage vor. — Glaubst du, daß Reden und Schweigen einerlei sey? K. Nein! das glaube ich nicht. V. Oder ist Schlafen und Wachen einerlei? K. Gar nicht! V. Oder ist hungerig seyn und satt seyn einerlei? K. Auch nicht! V. Also ist Reden etwas anders, als Schweigen? Schlafen etwas anders, als Wachen? Hungerig seyn etwas anders, als satt seyn? K. Allerdings! V. Nun so gieb doch Acht auf dich selbst. Bald redest du, bald schweigest du: Bald schläfst du, bald wachst du: Bald bist du hungerig, bald satt. Also gehen auch mit dir selbst Veränderungen vor: denn indem du satt bist, befindest du dich anders, als da du hungerig warest, und jetzt, da du wachst, ist dein Zustand anders, als da du schliefest. K. Also haben sich unsere jungen Hühner wohl auch verwandelt: denn neulich waren sie klein; aber jetzt sind sie groß? — V. Verändert haben sie sich; aber nicht verwandelt. K. Ist denn das nicht ganz einerlei? — V. Nicht einerlei! Verwandelt würde ein Ding werden, wenn es ganz aufhörte das zu seyn, was es war, und ein

Ding

Ding von anderer Natur würde. Aber das geschieht niemals. Verändert werden die Dinge wohl, aber nicht verwandelt. Wenn z. B. unsere Hühner aufgehört hätten Hühner zu seyn, und Gänse oder Katzen geworden wären; so würden wir sagen können: sie sind verwandelt worden. Aber das ist nicht geschehen, und kann auch nicht geschehen; sondern sie haben sich nur verändert, nemlich sie sind größer geworden; aber Hühner sind es doch immer, wie vorhin. — Siehe, hier liegen Birnen. Vor etlichen Tagen waren sie noch hart und grün: jetzt sind sie weich und gelb. Haben sie sich verändert, oder verwandelt? K. Verändert. V. Recht: denn Birnen sind es noch immer, wie vorhin; nur daß sie sich jetzt anders anfühlen, und anders aussehen, als vorhin. K. Aber Herr Ernst hat mir gesagt, daß bisweilen Holz in Stein verwandelt wird: das ist ja doch eine Verwandelung. V. Auch das ist keine Verwandelung, sondern eine Veränderung, und Herr Ernst hat blos aus Versehen die Worte verwechselt. Du kannst sicherlich glauben, daß kein Ding in der Welt verwandelt wird. K. Aber er hat mir ein solches Stück gewiesen: es war so schwer wie Stein, und sahe auch so aus. V. Das kann wohl seyn; aber darum war es doch kein Stein. Die Sache geht so zu: Manches Wasser führt viele Erd- oder Steintheile bei sich. Wenn nun das Holz lange in solchem Wasser liegt; so werden die Räume, in denen sich, so lange das Holz grün ist, Säfte befinden, mit solchen

Erd-

Erd = oder Steintheilen angefüllt. Daher kommt's, daß es hart und schwer wird, wie Stein; aber darum bleibt es doch Holz, und wird nicht Stein. Es ist also auch nicht verwandelt, sondern blos verändert worden.

VII. Freiheit: Zwang.

Kind. Ei, siehe doch, lieber Vater, — einen Vogel! einen Vogel! V. Wo ist der Vogel? K. Hier habe ich ihn, die Köchinn hat mir ihn gegeben. Ich habe eine große Freude darüber. V. Was willst du damit machen? K. Ich will damit spielen. V. Ich dächte, du gäbst ihm lieber seine Freiheit. K. Aber, wie soll ich das machen? — ich habe keine Freiheit. — Ach! da fliegt mein Vogel aus der Hand! Geschwind Sophie, das Fenster zu, daß er nicht hinaus fliegt: — ach! da war er hinaus! — V. Siehe her, da sitzt er gegen über auf dem Dache: er ist munter und lustig und freuet sich darüber, daß er wieder in Freiheit ist. K. Lieber Vater, ist denn dort die Freiheit, wo der Vogel sitzt? V. Nein! mein Kind; aber der Vogel kann nun fliegen wohin er will, und das heißt Freiheit. Da du ihn aber in der Hand hieltest, konnte er nicht fliegen, wohin er wollte: denn du hieltest ihn, und das heißt man Zwang. K. Aber, lieber Vater, er flog ja doch fort, wenn ich ihn gleich in der Hand hielt. V. Das

macht

macht, weil du ihn nicht fest genug hieltest: darum machte er sich los und suchte seine Freiheit: denn diese ist ihm lieber. K. Warum ist sie ihm denn lieber? V. Wenn ist dir besser: wenn du beständig hier in der Stube eingesperrt bist, und niemals heraus darfst; oder, wenn du kannst gehen wohin du willst? K. Wenn ich kann gehen, wohin ich will. V. Welches willst du lieber — daß dich jemand nöthigt beständig etwas zu thun, was du nicht gern thust: oder, daß dir erlaubt wird zu machen, was du willst? K. Daß ich darf machen, was ich will. V. Wenn wir mit einander auf den Wiesen spazieren gehen: bist du vergnügter, wenn ich dich beständig an der Hand führe? — oder, wenn du laufen kannst, wohin du willst? K. Wenn ich laufen kann, wohin ich will. V. Nun siehe, wenn man thun und lassen kann was man will, so ist man in Freiheit. Wenn man aber durchaus nichts anders thun darf, als was andere Leute befehlen; wenn man sich nicht eher rühren oder bewegen darf, als bis es andere Leute erlauben; so heißt man es Zwang. So wie dir nun die Freiheit lieber ist als der Zwang, so ist sie es auch dem Vogel und jedem Thiere und jedem Menschen.

VIII. Stärke: Macht.

Kind. Lieber Vater, meine Schwester hieß mich heute ohnmächtig: ist denn das geschimpft? V. Warum

um hieß sie dich denn so? K. Weil ich den Stuhl nicht fortbringen konnte. V. Geschimpft hat sie dich damit nicht: denn, es ist freilich nicht zu leugnen, daß du ohnmächtig bist. K. Aber, was heißt denn das? V. Hast du niemals etwas von Kräften gehört? K. Ich kann mich nicht erinnern. V. Hast du nicht gehört, daß die Leute sagen, wenn sie krank sind: es fehlt mir an Kräften? K. Ja, das habe ich wohl gehört. V. Nun, was mag das wohl heissen? Es heißt so viel, als: ich kann nicht alles das thun, was ich konnte, da ich gesund war: denn, wer etwas thun kann, der hat die Kraft es zu thun. Z. B. Du kannst stehen, reden, deinen Hut tragen: du hast also die Kraft zu stehen, zu reden, deinen Hut zu tragen. Wer vieles thun kann, von dem sagt man: Er hat viel Kräfte: er ist stark. Stärke ist die Eigenschaft eines Menschen, der vieles thun, schwere Körper tragen, heben oder bewegen kann. Und wer wenig thun — nicht viel heben oder tragen kann; den nennet man schwach; das heißt: Er hat wenig Kräfte. Schwäche oder Schwachheit ist also die Eigenschaft eines Menschen, der wenig thun kann. Kannst du den Ball tragen, mit dem du spielst? K. Ei freilich! sonst könnte ich ja nicht damit spielen. V. Kannst du auch dieses große Buch tragen? K. Nein! das ist mir zu schwer. V. Ich kann es mit leichter Mühe tragen: ich bin also stärker als du, oder, du bist schwächer als ich. Hier steht ein Scheffel Korn in einem Sacke: den kann ich nicht tragen,

er

er ist mir zu schwer. Es giebt aber Leute, die ihn tragen können: diese Leute sind also stärker, oder besitzen mehr Kräfte als ich: und ich bin schwächer als diese Leute. R. Nun weiß ich aber immer noch nicht, was ohnmächtig heißt. V. Hast du niemals davon gehört, daß ein Mensch dem andern zu befehlen hat? R. Ja, das habe ich wohl gehört. Man nennt die Leute Obrigkeiten oder Vorgesetzte. V. Wer sehr vielen Menschen zu befehlen hat, den nennet man mächtig. **Macht** ist also die Eigenschaft eines Königes oder Fürsten, der ein ganzes Volk regiert oder Herr über ein großes Land ist. Ohnmächtig sollte nun eigentlich derjenige heissen, der wenig oder nichts zu befehlen hat. Ohnmächtig nennt man auch wohl im Scherze einen Menschen, der wenig Leibeskräfte hat, nicht viel heben oder tragen kann: und so hat es auch deine Schwester gemeint, da sie dich ohnmächtig nannte. Aber am gewöhnlichsten braucht man das Wort Ohnmächtig von einer gewissen Krankheit. Wenn man von einem Menschen sagt: Er ist ohnmächtig; oder: er ist in Ohnmacht gefallen; so heißt das so viel, als: Er befindet sich in einem kraftlosen Zustande, da er weder empfinden noch sich bewegen kann. In diesem Sinne nun bist du nicht ohnmächtig: denn du bist jetzt gesund, empfindest und bewegst dich. Aber schwach konnte man dich nennen, da du den Stuhl nicht von der Stelle bringen konntest.

IX. Fest: Flüssig.

Kind. Mein Bruder Karl spricht: der Schnee wäre ein flüssiger Körper; aber ich kann das nicht glauben: denn ich sehe ihn ja nicht fort fliessen. Vater. Wenn ihr darüber streiten wollet; so müßt ihr vor allen Dingen den Unterschied zwischen Fest und Flüssig recht wissen. Weißt du ihn? K. Ich weiß ihn nicht recht. V. Du sollst ihn so gleich bemerken. Ich habe dir gesagt, daß man alle Körper theilen kann. Hier steht eine Schüssel mit Wasser. Ich mache mit dem Messer einen Schnitt durch das Wasser, und wenn nun das geschehen ist; siehest du es dem Wasser an, daß ich es durchschnitten habe? K. Nein! es sieht noch eben so aus wie zuvor. V. Das macht, weil die Theile, die ich mit dem Messer trennete, gleich wieder zusammen gehen; und daran kannst du allemal einen flüssigen Körper kennen. Was von sich selbst gleich wieder zusammen geht, wenn es getheilt wird, das ist flüssig. Was aber getheilt bleibt, wenn man es von einander trennt, das heißt man fest. Ich nehme z. B. ein Stück Holz. Wenn ich das von einander schneide; so bleiben die zwei Stücke getrennt: sie gehen nicht wieder zusammen in eins, wie das Wasser: und daran kennet man einen festen Körper. Nun wirst du es wohl auch von andern Dingen sagen können, ob sie fest oder flüssig sind?

z. B.

z. B. der Essig, ist er fest oder flüssig? K. Flüssig. V. Das Bier? K. Flüssig. V. Der Zucker? K. Fest. V. Das Blut? K. Flüssig. V. Die Knochen? K. Fest. V. Die Thränen? K. Flüssig. V. Die Haut? K. Fest. V. Wenn ich nun ein Gefäß voll Schnee nehme und mit dem Messer durchschnitte; glaubst du, daß die getrennten Theile wieder zusammen gehen — oder, daß sie getrennet bleiben würden? K. Ich glaube, daß sie getrennt bleiben würden. V. Das glaube ich wohl auch: aber dein Brudet mag wohl daran denken, daß der Schnee sehr leicht zu einem flüssigen Körper werden kann. K. Zu einem flüssigen Körper? V. Allerdings: denn sobald als er in die Wärme kommt, wird er zu Wasser. K. Ja! das weiß ich. V. Es giebt aber auch noch mehrere Körper, welche bald flüssig bald fest erscheinen, je nachdem sie in der Kälte oder in der Wärme sind. K. Was sind das für welche? V. Das Wasser in warmer Luft ist flüssig; aber in kalter Luft wird es fest, nehmlich zu Eis. Ferner: hast du nie gesehen, daß das Fett flüssig wird, sobald es in die Wärme kommt? K. Ja, das habe ich oft gesehen. V. Sobald es aber wieder in kühlere Luft kommt, gerinnt es, wie man sagt, oder wird fest. Eben so ist es mit den Metallen. Nur, daß diese eine stärkere Hitze erfordern, wenn sie flüssig werden oder schmelzen sollen.

X. Empfinden: Erfahren.

Kind. Lieber Vater, wo ist denn die Erfahrung? Herr Ernst spricht immer, ich würde noch viele Dinge aus der Erfahrung lernen. V. Du hast schon viele Dinge aus der Erfahrung gelernt; aber du verstehst nur das Wort nicht. Denn wenn man eine Sache darum weiß, weil man sie selbst empfunden hat; so heißt es, man hat sie aus der Erfahrung gelernt. K. Weil man sie selbst empfunden hat? — Das verstehe ich auch nicht. V. Liebes Kind: Empfinden heißt eben das, was du sehen, hören, fühlen, riechen, schmecken nennest. Du empfindest durch den Geschmack, wenn du etwas schmeckst; durch das Gesicht, wenn du etwas siehst u. s. w. Wenn du diese fünf Sinne nicht hättest, so würdest du gar nichts lernen können. Es giebt unglückliche Menschen, welche taub zur Welt kommen. Diese hören gar keinen Schall, folglich auch keine Menschenrede; lernen daher auch selbst nicht reden, sondern bleiben stumm. Denk einmal, wie wenig diese Menschen lernen werden, da sie weder mit Jemanden reden noch Schrift lesen können. Wer blind ist, bekommt keine Vorstellung von Licht, von Farbe, von Gestalt, sondern er lebt in beständiger dicker Finsterniß. Wem der Geschmack fehlt, der kennt keinen Unterschied zwischen süß und sauer. Ihm ist es ganz einerlei, ob

er

er Wasser oder Wein trinkt: denn er fühlt zwar die Speisen und Getränke auf der Zunge; aber er schmeckt sie nicht. Da du aber, so lange du lebst, gut gesehen, gehört und empfunden hast; hast du auf diese Art nicht schon viele Dinge gelernt? K. Ich wüßte nichts! V. Wolltest du deinen Finger wohl ins brennende Licht halten? K. Nein! das will ich nicht thun. V. Warum nicht? K. Ich würde mich brennen und das thut weh. V. Woher weißt du das? K. Ich hab's gefühlt, da mir einmal der brennende Wachsstock auf die Hand fiel. V. Du weißt es also darum, weil du es selbst gefühlt hast. Du kannst sagen: ich habe es erfahren, habe es aus Erfahrung gelernt. Wenn man sich mit dem Messer in die Finger schneidet; was wird da in dem Finger? K. Ein Schnitt oder eine Wunde. V. Und was kommt aus der Wunde? K. Blut. V. Und wie sieht das Blut aus? K. Roth. V. Woher weißt du das alles? K. Ich habe es gesehen: denn ich habe mich schon manchmal in den Finger geschnitten. V. Wenn die Uhr schlägt, und wenn getrommelt wird; klingt das einerlei? K. Nein, lieber Vater! die Trommel klingt viel anders als die Uhr. V. Woher weißt du das? K. Ich habe es gehört. V. Du weißt also, daß es weh thut, wenn man sich brennt; daß das Blut roth aussieht, und daß der Trommelschlag anders klingt als der Seigerschlag: das erste, weil du es gefühlt; das andere, weil du es gesehen; das dritte, weil du es gehört hast. Du kannst also

sagen: ich habe diese Dinge aus eigener Erfahrung gelernt. Ich rathe dir, ferner auf alles aufmerksam zu seyn, was du siehst, hörst, fühlst, riechst oder schmeckst; so wirst du, wie Herr Ernst gesagt hat, noch viele Dinge aus der Erfahrung lernen.

XI. Urtheil.

Vater. Hier siehst du zwei verschiedene Handschriften liegen: welche von beiden ist wohl die schönste? Siehe sie recht an, und alsdenn sage mir dein **Urtheil** darüber. K. Ich soll dir mein Urtheil sagen; aber ich weiß ja nicht, was ein Urtheil ist. V. Wenn ich zu dir gesagt hätte: sage mir deine Meinung darüber; so würdest du mich verstanden haben: aber das Wort Urtheil ist dir noch fremd, ob du gleich Urtheile sprichst, so oft du den Mund aufthust. K. Ich Urtheile? V. Allerdings! Hast du in deinem Leben wohl eine Zitrone gesehen? K. Ja! mehr als eine. V. Weißt du noch, wie sie aussehen? K. Ich weiß es noch recht gut. V. Du hast also eine Vorstellung von der Zitrone. — Hast du auch wohl jemals gelbe Blumen, gelbe Bänder und Tücher gesehen? K. Oft habe ich dergleichen gesehen. V. Hast du auch rothe und blaue Blumen gesehen? K. Auch solche sehr oft. V. Sehen die rothen, gelben und blauen Blumen ganz einerlei aus? K. Nein! nicht einerlei. Gelb sieht

an-

anders aus als roth, und roth anders als blau. V. Du hast also eine Vorstellung von diesen verschiedenen Farben. Nun denke einmal an die Zitrone: erinnere dich auch der gelben, rothen und blauen Blumen, und sage mir: Welcher von diesen dreien Blumen war die Zitrone am ähnlichsten? K. Der gelben. V. Worin bestand dir Aehnlichkeit? K. Die Blume sah gelb aus, und die Zitrone sah auch gelb aus. V. Siehe, du verbindest also deine Vorstellung von der gelben Farbe mit deiner Vorstellung von der Zitrone, denkst und sprichst: die Zitrone ist gelb; und diese Verbindung nennet man ein Urtheil. Sah die Zitrone nicht auch blau aus? K. Nein! blau sahe sie nicht aus. V. Indem du dieses sagst, denkst du an die Zitrone und auch an die blaue Farbe: und weil du diese beiden Vorstellungen nicht mit einander verbinden kannst; so sprichst du: die Zitrone sah nicht blau aus. Auch das ist ein Urtheil; aber ein verneinendes, weil du auf meine Frage: „Sah die Zitrone blau aus?" — antwortetest: „Nein! blau sah sie nicht aus." — Ich sagte vorhin: du sprächst Urtheile aus, so oft du den Mund aufthust; und so ist es wirklich. Du magst reden, was du willst, so redest du von Etwas. Z. B. Wenn du sprichst: das Wetter ist schön; wovon redest du da? K. Vom Wetter. V. Oder wenn du sagst: Ich bin satt; wovon redest du da? K. Von mir. V. Wenn du blos sprichst: Wetter, oder ich; so sprichst du ein einzelnes Wort, und drückst damit eine ein-

zelne Vorstellung aus. Wenn du aber etwas vom Wetter, oder von dir sagst, so verbindest du zwei Vorstellungen mit einander, und sprichst ein Urtheil. Also die Reden: das Wetter ist schön, und ich bin satt, sind Urtheile. Nun wirst du mich auch verstehen, wenn ich zu dir spreche: sage mir dein Urtheil über die beiden Handschriften. K. Ja, nun verstehe ich's, nemlich, ich soll dir sagen: welche von beiden schöner sey.

XII. Schliessen: ein Schluß.

Kind. Lieber Vater, mein Bruder ist recht krank. V. Hat er dir denn gesagt, daß er krank ist? K. Nein! er hat mir es nicht gesagt. V. Nun, woher weißt du es denn? K. Ich sehe es ihm an. V. Was siehest du denn an ihm? K. Ich sehe, daß er blaß aussieht. V. Gut, du siehest, daß er blaß ist; aber woher weißt du denn, daß er krank ist? K. Ich denke es, weil er blaß aussieht. V. Recht! du denkst es, denn daß er blaß ist, das kannst du wohl sehen; aber daß er krank ist, kannst du nicht sehen, sondern du denkst es. Aber warum denkst du es denn? Du mußt doch eine Ursache dazu haben. Warum denkst du nicht lieber, daß er gesund ist? K. Weil ich immer sehe, daß die kranken Leute blaß aussehen. V. Du denkst also so: die kranken Leute sehen gemeiniglich blaß aus: wenn ich also einen blassen Menschen

sehe,

sehe, so denke (vermuthe) ich, daß er krank ist. Nicht wahr, so denkst du? K. Ja, lieber Vater. V. Jetzt wird es wärmer in der Stube, als es vorhin war: woher mag das wohl kommen? K. Weil die Magd Feuer im Ofen gemacht hat. V. Ei, woher weißt du das? Hast du es gesehen? Du bist ja nicht aus der Stube gekommen. K. Nein, ich habe es nicht gesehen. V. Hat dir es jemand gesagt? K. Nein! ich fühle es. V. Nicht doch! du fühlest daß es wärmer wird; aber daß die Magd Feuer im Ofen gemacht hat, kannst du nicht fühlen: woher weißt du es also? K. Ich denke es. V. Schon wieder: ich denke es. Jetzt wirst du wohl so denken: Feuer im Ofen macht die Stube warm; jetzt wird unsere Stube warm; also wird wohl Feuer im Ofen seyn. K. Ja! du hast Recht, Vater, so denke ich. V. Du thust wohl. Dieses Denken heißt man Schliessen. Neulich wolltest du gern von mir wissen, was Schliessen hiesse; oder was ein Schluß wäre. Ich versprach es dich zu lehren. Jetzt kannst du es lernen. Indem du so denkst, wie du jetzt zweimal gedacht hast; so schliessest du selbst, und ein solcher Gedanke heißt ein Schluß. Und so schliessest du beständig, wenn du gleich nicht daran denkst. Auf diese Art können wir auch zuweilen zukünftige Dinge wissen, die wir jetzt noch nicht sehen, hören oder empfinden können, weil sie noch nicht da sind. Z. B. Glaubst du wohl, daß im Sommer die Bäume auch so kahl und ohne Blätter da stehen werden, wie jetzt?

K.

K. Nein, im Sommer werden die Bäume grün seyn, Blätter haben. V. Woher willst du das wissen? Jetzt ist es Winter: siehest du etwa jetzt schon die künftigen Blätter an den Bäumen? K. Nein! V. Oder hat dir es jemand vorher gesagt? K. Nein! es hat mir's niemand gesagt: aber ich schliesse es. V. Siehe da, nun weißt du ja schon, was Schliessen heißt: aber woraus schliessest du es? K. Weil die Bäume allezeit im Sommer Blätter gehabt haben, so denke ich, es wird heuer wohl auch geschehen. V. Du thust wohl daran, daß du so denkest: Was alle Jahre geschehen ist, so lange als ich lebe, das wird in diesem Jahre wohl auch geschehen. Auf diese Art lernen wir viele Dinge, die uns niemand lehrt; die wir auch weder sehen noch hören, noch fühlen. Wir schliessen sie nemlich aus andern Dingen, die wir schon wissen. Gestern fragtest du, ob ein Wispel mehr wäre als ein Scheffel? — Weißt du denn, ob ein Malter mehr ist als ein Scheffel? K. Ja! ein Malter ist mehr als ein Scheffel. V. Wenn ich dir nun sage, daß ein Wispel mehr ist als ein Malter; so wirst du auch wissen, ob ein Wispel mehr ist als ein Scheffel, wenn ich dir es gleich nicht sage. Nicht so? K. Ja! Wenn ein Wispel mehr ist als ein Malter, so muß er auch mehr als ein Scheffel seyn. V. Nun siehe: daß ein Malter mehr ist als ein Scheffel, wußtest du schon; daß ein Wispel mehr ist als ein Malter, sagte ich dir; daß ein Wispel mehr ist als ein Scheffel, wußtest du

zwar

zwar nicht; ich sagte dir's auch nicht: aber du schlossest es aus dem, was du wußtest.

XIII. Angenehm: Unangenehm: Gleichgültig.

Kind. Ach, lieber Vater, da lag hier ein Buch auf dem Tische, und da las ich darinnen. Da redeten zwei Personen mit einander, und da sagte die Eine: das ist gleichgültig: und da verstand ich es nicht, und da dachte ich gleich: ich muß meinen lieben Vater fragen. V. Du hast ganz recht gedacht, und ich will es dir sogleich erklären. Zuvor aber muß ich dich an etwas erinnern. Wenn man erzählt, so muß man nicht alle Sätze der Rede mit: und da, anfangen, wie du jetzt thatest. Besser würde es geklungen haben, wenn du so erzählt hättest: Als ich das Buch aufschlug, so las ich darin ein Gespräch zweier Personen, davon die Eine sagte: Das ist gleichgültig. Weil ich nun das nicht verstand, so nahm ich mir vor, meinen Vater um Erklärung zu bitten. Hast du mich wohl verstanden? K. Ja, lieber Vater; ich werde mir das merken, und künftig nicht mehr sprechen: und da. V. Nun will ich dir auch sagen, was gleichgültig heißt. Ist's nicht wahr: Manche Dinge machen dir Lust, sind dir lieb oder angenehm, und manche andere machen dir Unlust, sind dir nicht lieb, oder unangenehm: z. B. wenn du die Nachricht bekömmst,

daß

daß dein Freund Wilhelm krank und in Gefahr zu sterben wäre? K. Das wäre mir sehr unangenehm. V. Wenn er aber heute zu dir kommt und mit dir spielt? K. Ei, das ist mir lieb! V. Und wenn er nun zu dir kommt, willst du lieber, daß er einen grauen oder grünen Rock trage? K. Lieber Vater, das ist mir ganz einerlei. V. Nun siehe, was du einerlei nennest, das nennen andere Leute gleichgültig. K. So, so, nun verstehe ich es. Nun bitte ich dich, lieber Vater, mich noch einmal zu fragen. V. Wenn wir heute gegen Abend spazieren gehen; ist dir das angenehm oder unangenehm? K. Das ist mir angenehm. V. Wenn du aber allein zu Hause bleiben mußt? — K. Lieber Vater, das lasse ich mir auch gefallen. V. Ich glaube es wohl; aber wäre es dir angenehm oder unangenehm? K. Es wäre mir freilich unangenehm. V. Wenn du aber mit uns gehen darfst; ob wir auf die Wiese oder in den Busch gehen? — K. Das ist mir gleichgültig! V. Nun siehe, so nennen wir alle die Dinge gleichgültig, die uns weder Lust noch Unlust, weder Schaden noch Nutzen, weder Lob noch Tadel bringen.

XIV. Reue.

Kind. Ist's denn wahr, lieber Vater, daß die Reue eine Krankheit ist? ich habe es heute gelesen. V. Krankheit des Körpers ist sie freilich nicht; aber

fast

fast noch schlimmer. Hast du noch niemals in deinem Leben Reue gefühlt? K. Ich weiß ja noch gar nicht, was das heißt: Reue fühlen. V. Wenn du etwas begehrest, aber nicht erlangst; ist dir das lieb oder nicht lieb? K. Das ist mir nicht lieb. V. Wenn das, was du wünschest, geschieht; so sagt man: der Wunsch wird erfüllet: wenn aber das, was du wünschest, nicht erfolgt; so heißt es: dein Wunsch wird nicht erfüllet. Welches ist dir lieber? K. Lieber ist es mir, wenn mein Wunsch erfüllet wird. V. Wenn er nun aber nicht erfüllet wird: macht dir das Vergnügen oder Mißvergnügen? K. Das macht mir Mißvergnügen. V. Ich glaube es. Mißvergnügen ist aber eben so wohl eine unangenehme Empfindung als Schmerz am Leibe. Wenn du nun etwas gethan hast, das schlimme Folgen hat: ist dir das lieb oder nicht lieb? — K. Ich verstehe das nicht recht, lieber Vater. V. Wohlan, so will ich dich anders fragen. Wenn du z. B. auf eine Mauer geklettert bist und herunter fällst und dich beschädigest: ist das eine gute oder eine schlimme Folge? K. Das ist eine schlimme Folge. V. Ist dir's nun lieb oder nicht lieb, daß du auf die Mauer geklettert bist? K. Es ist mir nicht lieb. V. Nicht wahr, du wünschest: „Wenn ich doch nur nicht auf die Mauer gestiegen wäre!“ K. Ja! so würde ich sprechen. V. Kann aber nun dieser Wunsch erfüllet werden? Kann das, was einmal geschehen ist, nun ungeschehen gemacht werden? K. Nein! das geht nicht an.

V.

V. Ein solcher Wunsch kann freilich nicht erfüllet werden. Macht dir nun das Vergnügen oder Mißvergnügen? K. Mißvergnügen. V. Und dieses Mißvergnügen nennt man Reue. Wenn man nämlich etwas gethan hat, und nach einiger Zeit wünscht, daß man es nicht gethan hätte; so bereuet man es, oder man empfindet Reue: und weil nun die Reue weh thut, so wohl wie der Schmerz am Leibe; so nennet man wohl zuweilen die Reue eine Krankheit. Ich will dir ein Beispiel von quälender Reue erzählen. Gotthard spielte so gern mit Messern und andern schneidenden Werkzeugen: und ob es ihm gleich oft verbothen worden; so that er es doch immer wieder, und seine Eltern mußten alles Spitzige und Schneidende vor ihm verstecken. Einmal hatte er seines Vaters Degen in die Hände bekommen. Er zog ihn aus der Scheide und spielte damit so unvorsichtig, daß er seinem jüngern Bruder das rechte Auge ausstach. Glaubst du nicht, daß er es, so lange er lebte, wird bereuet — daß er oft wird gewünscht haben: Ach, wenn ich doch den Degen nicht in die Hand genommen hätte! Aber dieser Wunsch konnte nie erfüllet werden: denn es war geschehen, und so oft er von dem Tage an seinen einäugigen Bruder sahe, betrübte er sich von neuem über seine Thorheit.

XV. Klug: Thöricht.

Kind. Lieber Vater, du sagtest gestern: Gotthard hätte seine Thorheit bereuet. Was ist denn das für ein Ding: Thorheit? V. Thorheit ist die Eigenschaft eines Menschen, der das thut, was ihm selbst schädlich ist, oder was ihm Mißvergnügen macht. Du weißt doch, daß manche Dinge dir nützlich, andere schädlich sind; daß einige dir Vergnügen, andere aber Unlust und Mißvergnügen bringen. K. Ja, das weiß ich recht wohl. V. Wenn du nun unter zwei oder mehreren Dingen die Wahl hast, und wählest das, was dir den größten Nutzen, oder das meiste Vergnügen bringt; so nennet man dich klug. Wählest du aber das, was dir den wenigsten Nutzen bringt, oder dich gar am Ende mißvergnügt macht; so bist du thöricht. Doch, am besten wirst du darüber urtheilen können, wenn ich dir Beispiele vorlege. Wenn dich hungert, und jemand dir in der einen Hand Brod, und in der andern Steine anbiethet: nach welchem wirst du greifen? K. Nach dem Brode. V. Wenn er dir aber zweierlei Speise anbiethet, davon die eine dir gut schmeckt, die andere nicht: welche wirst du nehmen? K. Die mir gut schmeckt. V. So würde ich's auch machen. — Eberhard gieng an einen Ort, der ungefähr eine Stunde entfernt war. Unterwegens fror ihn: denn es war Winter. Eine

Wei-

Weile stand er es aus. Als ihn aber die Kälte immer heftiger angriff; so setzte er sich an einen Baum und weinte. War das nun wohl klug oder thöricht? K. Thöricht! V. Was würdest du gethan haben? K. Ich würde schnell fortgegangen seyn, um bald in die warme Stube zu kommen. V. Zwei Brüder giengen auf den Markt. Ihre Mutter gab jedem einige Groschen, um sich dafür zu kaufen, was sie wollten. Konrad kaufte Pfefferkuchen und Näschereien, die er schon aufgezehrt hatte, ehe er wieder nach Hause kam. Adolph aber kaufte eine Landkarte und Bilder, worauf Thiere und Pflanzen gemahlt waren. Welcher handelte klüger? K. Adolph. V. Warum urtheilst du so? K. Weil das, was er kaufte, nützlich war. V. Setze hinzu: und ihm Vergnügen machte, das länger dauerte als das Vergnügen der Näscherei. — Samuel fand in einem Walde reife Erdbeeren, pflückte und ließ sie sich wohl schmecken. Darüber war er sehr froh, und nahm sich vor bald wieder hieher zu kommen. Auf dem Rückwege erzählte er seinen Fund allen Kindern, die ihm begegneten, beschrieb ihnen den Ort, wo die Erdbeeren standen, genau, und bezeigte ihnen seine Freude darüber. Am folgenden Tage, als er wieder dahin kam, fand er keine Erdbeere mehr; denn, die andern Kinder waren ihm zuvor gekommen. Nennest du den Samuel klug oder thöricht? K. Ich nenne ihn thöricht, weil er nicht geschwiegen hatte. V. Wenn du eine Last tragen solltest, und hättest die

Wahl unter zweien, deren eine schwerer als die andere wäre, welche von beiden würdest du wählen: die schwerere oder die leichtere? K. Gewiß die leichtere! V. Man erzählt von einem Kaufmanne, der viele Diener hatte. Wenn er reisete, so mußten diese Diener die Körbe und Ballen mit den Waaren tragen, die er verkaufen wollte. Aesop, der kleinste und schwächste von seinen Dienern, bath, daß man ihm erlauben möchte den Brodkorb zu tragen, und dieser war gerade schwerer als alle die andern. Hältst du das für klug oder für thöricht? K. Für thöricht. V. Du irrest dich, Aesop war klug; denn er sahe voraus, daß der Brodkorb von Tage zu Tage würde leichter werden, weil die Reisenden alle Tage davon assen; dahingegen die Ballen mit den Waaren immer gleich schwer blieben. Willst du also klug werden: so mußt du dir Mühe geben, kennen zu lernen, was nützlich oder schädlich ist; was dir Lust oder Unlust bringt.

XVI. Mitleid.

Vater. Ich höre, du bist mit der Jungfer Muhme spazieren gewesen: erzähle mir doch, was hast du da gesehen und gehört? K. Lieber Vater, es begegnete uns ein Bettler. — V. Ich habe dir schon oft gesagt: du sollst nicht Bettler sprechen: Bettler ist ein schimpflicher Name: und wenn die Leute gleich

arm

arm sind: so muß man sie deßwegen doch nicht schimpfen. R. Es begegnete uns ein Armer, der hatte kein Hemde an, sondern nur lumpichte Kleider, das sahe ganz abscheulich aus. V. Abscheulich? — ich dächte vielmehr, erbärmlich. Was sagte denn der Arme? R. Er bettelte — nicht doch: er wollte gern etwas haben. V. Gabst du ihm denn nicht etwas? R. Lieber Vater, ich hatte ja nichts. V. Hattest du nicht Mitleiden mit diesem Menschen? R. Ich weiß nicht was das ist: Mitleiden. V. Dauerte dich nicht dieser arme Mann? R. Nein! lieber Vater, ich fürchtete mich vor ihm und lief so hurtig als ich konnte. V. Das hast du nicht nöthig gehabt: denn der arme Mann würde dir nichts zu Leide gethan haben. Besser wäre es gewesen, wenn du gesagt hättest: Armer Mann, ich bedaure dich, und wollte dir gern helfen; aber ich habe nichts. So hätte er doch dein Mitleid gesehen, und schon dieses würde ihm lieb gewesen seyn. R Du sagtest ja schon wieder Mitleid: ich verstehe das nicht. V. Ich werde dir es gleich erklären. Wenn deine Mutter oder deine Schwester krank ist und Schmerzen leidet: ist dir das lieb oder nicht lieb? R. Es ist mir nicht lieb. V. Ist's nicht wahr: deine Mutter dauert dich? — R. Ja! lieber Vater, sie dauert mich. V. Nun eben dieses Dauern heißt man Mitleiden. Wilhelm ist dein guter Freund: Warum klagtest du denn, als er sich letzthin in die Hand geschnitten hatte, und so viel Blut aus der Wunde lief? Fühltest du denn etwas davon? R.

Ich fühlte wohl nichts; aber er dauerte mich doch. V. Nun siehe; dieses Dauern ist Mitleiden: denn weil du ihn lieb hast, so wünschest du ihm lauter Gutes, nichts Böses. Wenn er fröhlich ist, so freuest du dich mit ihm, und wenn er leidet, so leidest du mit ihm. Wenn du nun ein Freund aller Menschen bist, so wirst du auch mit jedem Armen oder Elenden Mitleiden haben. Damit du aber auch zu Linderung ihres Leidens etwas thun kannst; so will ich dir künftig, wenn du spazieren gehst, einiges Geld mitgeben: das sollst du den Armen, die dir begegnen, austheilen.

XVIII. Freund: Feind.

Kind. Lieber Vater! heute war ein Mann hier, der sagte: Jeder Mensch hätte seine Feinde. Ist denn das wahr? Hast du auch Feinde? V. Weißt du denn was ein Feind ist? K. Ich glaube, ein Feind ist ein böser Mensch. V. Man kann das nicht so schlechthin sagen. — Bist du Wilhelmen gut oder nicht gut? K. Ich bin ihm gut. V. Wenn er krank ist, oder sonst ein Leiden hat; ist dir das lieb, oder bedauerst du ihn? K. Ich bedaure ihn. V. Wenn du ihm eine Freude machen, einen Dienst, eine Hülfe, eine Gefälligkeit erweisen kannst; thust du das gern und von freien Stücken? oder läßt du dich dazu nöthi-

gen?

gen? K. Ich thue es gern und von freien Stücken. V. Und wenn er dich um eine Gefälligkeit bittet: wirst du sie ihm abschlagen? K. Nein! ich werde sie ihm gewiß nicht abschlagen. V. Und wenn du etwas weißt, das Wilhelmen nützlich oder erfreulich ist, wirst du es ihm sagen, oder verschweigen? K. Ich werde es ihm sagen. V. Nun siehe, so bist du Wilhelms Freund: und wenn Wilhelm dir eben so gut ist, und eben das für dich thut, was du für ihn gern thun willst; so ist Wilhelm auch dein Freund: und ihr zeiget dadurch, daß ihr einander lieb habt. Nun habe ich aber zwei Menschen gekannt: Jost und Werner. Diese waren einander nicht gut. Einer belog und betrog den andern bei aller Gelegenheit. Wenn sie miteinander redeten, so waren es grobe beleidigende Worte. Jost schimpfte Wernern, und Werner drohete Josten zu schlagen. Keiner erwies dem andern die geringste Gefälligkeit, sondern Beide thaten einander so viel Schaden, als sie nur konnten. Kann man nun wohl von diesen Menschen sagen, daß sie gute Freunde sind? K. Nein! das kann man nicht sagen. V. Nein! solche Leute, die einander nicht gut sind, nennet man Feinde: sie zeigen, daß sie einander hassen. Glaubst du nun wohl, daß jeder Mensch Feinde hat, die ihm gram sind, ihm nie etwas zu Liebe, sondern immer etwas zu Leide thun, immer Verdruß machen? K. Nein! das glaube ich nicht. V. Es wäre auch nicht gut: denn auf diese Art würden alle Menschen einander hassen und

be-

beschädigen. Ich habe keine Feinde: denn ich bin allen Menschen gut und glaube, daß auch mir alle Menschen gut sind. K. Lieber Vater, sind mir denn auch alle Menschen gut? V. Wenn du allen Menschen gut bist, warum nicht? Freilich kommen nicht alle Knaben so oft zu dir und gehen nicht so viel mit dir um, wie Wilhelm; aber darum können sie dir doch gut seyn. Wenn einer von ihnen in's Wasser fiele, oder sonst einen Schaden nähme; würdest du ihn nicht bedauern? K. Ja! ich würde ihn bedauern. V. Oder wenn dich einer um eine Gefälligkeit bäte; würdest du sie ihm abschlagen? K. Nein! wenn ich könnte, so würde ich thun, was er verlangte. V. Recht so: und eben das würden sie auch für dich thun. Man kann freilich nicht mit allen Menschen täglich umgehen; aber darum kann man doch aller Menschen Freund seyn.

XVIII. Freund: Feind.
(Fortsetzung.)

Kind. Lieber Vater, Albert ist doch wohl mein Feind: denn er zieht mir immer ein garstiges Gesicht, wenn er mich sieht, und schimpft mich auch bisweilen. V. Schimpfest du ihn denn wieder? K. Nein, das thue ich nicht, sondern ich laufe fort, damit ich nichts mehr von ihm sehe, noch höre. V.

Du thust wohl. Wenn Albert dich beleidigt, so begeht er damit eine Unart; aber daraus folgt noch nicht, daß er dein Feind ist, oder dich hasset, sondern nur, daß er unverständig ist. K. Aber es verdrießt mich doch, wenn er mir garstige Gesichter macht. V. Das kann wohl seyn; aber du mußt nicht gleich alles für Feindschaft annehmen, was dir nicht gefällt: sonst wirst du mit der Zeit glauben müssen, daß alle Menschen deine Feinde seyn. Du darfst aber eben so wenig alles für Freundschaft halten, was dir wohlgefällt, sonst wirst du dich gar oft betrügen. Ich will dir einige Beispiele erzählen, damit du darüber urtheilen kannst. Sigmund hatte von seinem Vater etliche Groschen zum Geschenk bekommen. Klaus wußte das: er gieng also zu Sigmunden und schlug ihm vor, daß sie mit einander spazieren gehen wollten. Sigmunden war das lieb und sie giengen. Unterwegens fragte Klaus: ob sie nicht Aepfel und Pflaumen kaufen wollten? Sigmund hatte auch Lust dazu. Sie giengen also in einen Garten und kauften. Weil aber Klaus kein Geld hatte, so bezahlte Sigmund. Als das Obst verzehret war; so bat Klaus Sigmunden, ihm sein noch übriges Geld zu leihen, weil er sich gern Papier und andere Sachen kaufen wollte. Er versprach ihm in acht Tagen nicht nur das Geld wieder zu geben, sondern auch noch zwei Groschen darüber. Das gefiel Sigmunden, und er gab hin, was er noch im Beutel hatte. Klaus nahm das Geld, und

frag-

fragte von der Zeit an nicht wieder nach Sigmunden. Glaubst du wohl, daß Klaus Sigmunds Freund war? K. Nein! das glaube ich nicht. V. Aber er gieng doch mit Sigmunden spazieren und versprach ihm zwei Groschen zu schenken? K. Er that das nur, weil er gern Sigmunds Geld haben wollte. V. Allerdings: es war ihm also an Sigmunden nichts: sondern nur an Sigmunds Gelde gelegen. — Welches gefällt dir besser: wenn du gelobt oder wenn du getadelt wirst? K. Wenn ich gelobt werde. V. Aber glaubst du wohl, daß alle Leute, die dich loben, deine Freunde sind, und es gut mit dir meinen? K. Das weiß ich nicht V. Glaubst du wohl, daß alle Menschen, die dich tadeln, dich damit beleidigen und deine Feinde sind? K. Das weiß ich auch nicht. V. Ferdinand gieng auf das Feld. Sein Vetter und sein Lehrer waren bei ihm. Unterwegens trafen sie einige Bauerkinder an. Ferdinand gieng auf sie zu, gab ihnen Spottreden, warf sie mit Erdenklößen, und neckte sie auf alle Weise. Sein Vetter lachte darüber, und sagte einmal über das andere: Das war recht, Ferdinand, du bist ein wackerer Junge! Der Lehrer aber sagte: Pfui Ferdinand! das sind muthwillige Streiche: so muß man andere Kinder nicht mißhandeln. Er zog auch Ferdinanden mit Gewalt zurück, und nöthigte ihn, die Kinder in Ruhe zu lassen. Welcher war nun wohl Ferdinands Freund: der Vetter, der ihn lobte, oder der Lehrer, der ihn tadelte? K. Ich glaube doch,

der Lehrer. V. Recht! merke dir das: die Freundschaft besteht nicht in guten Worten, sondern in gutem Willen. — Noch ein Beispiel. August wollte auf ein Dorf gehen, wußte aber den Weg nicht. Er fragte Sebalden. Dieser verstand ihn unrecht, wies ihm also einen falschen Weg und machte, daß August zwei Stunden in der Irre herum lief. Ein andermal ward August von einem Hunde angefallen. Sebald sahe es, lief hinzu, und wollte den Hund schlagen. Er versahe es aber, und gab Augusten einen so derben Schlag, daß dieser fast zu Boden fiel. Meinst du wohl, daß Sebald Augusts Feind gewesen ist? K. Nein! ich glaube es nicht. V. Er that ihm aber doch Schaden, führte ihn irre, und gab ihm einen Schlag? K. Freilich; aber er that es nicht mit Willen. V. Du hast recht geurtheilt: Man muß also immer mehr auf den Willen, als auf das sehen, was die Menschen etwa reden oder thun.

XIX. Vertrauen: Mißtrauen.

Vater. Ich höre, du willst gern ein eigenes Schreibzeug haben: warum hast du mir das nicht schon längst gesagt? K. Ich fürchtete mich. V. Wovor fürchtetest du dich denn? K. Ich dachte, du würdest bös darüber werden. V. Hast du so wenig Vertrauen zu mir? K. Ich weiß nicht was Vertrauen ist: darum

kann

kann ich dir auf diese Frage nicht antworten. V. Wenn du glaubst, daß jemand es gut mit dir meint, dir geben wird, was du zu haben wünschest, dir helfen wird, wo du Hülfe brauchst; so hast du Vertrauen zu ihm. Z. B. Wenn dich hungert: verlangst du da von dem ersten fremden Menschen, den du auf der Gasse siehst, zu essen? K. Nein! das werde ich nicht thun! V. Von wem wirst du denn zu essen verlangen? K. Ich werde meine Mutter bitten. V. Warum aber nicht die fremden Menschen? K. Ich glaube, daß sie mir nichts geben würden. V. Glaubst du denn, daß deine Mutter dir etwas geben wird? K. Ja! das glaube ich. V. Nun siehe, du hast also zu deiner Mutter mehr Vertrauen als zu den fremden Menschen. Zu mir magst du aber wohl kein Vertrauen haben, weil du glaubst, daß ich bös seyn werde, wenn du mich um ein Schreibzeug bittest? Bin ich denn schon jemals bös geworden, wenn du mich freundlich um etwas gebeten hast? K. Nein, lieber Vater. V. Also hättest du auch dießmal nicht nöthig gehabt ein Mißtrauen in mich zu setzen. K. Habe ich denn ein Mißtrauen in dich gesetzt? Was ist das für ein Ding? V. Wenn du glaubst, daß jemand dich betrügen, dich unfreundlich behandeln, oder dir etwas zu Leide thun werde, so setzest du ein Mißtrauen in ihn. Wenn du z. B. einen fremden Menschen nicht in's Haus lassen willst, weil du besorgst, er werde dir etwas nehmen oder zu Leide thun; so ist das Mißtrauen. Nun will ich dir einige

ge andere Beispiele vorlegen, um zu sehen, ob du Vertrauen und Mißtrauen wohl unterscheiden kannst. Vor einigen Tagen kam Robert, und sagte: „Auf „der Strasse gehen Menschen, welche ein Kameel „und einige Affen mit sich führen. Willst du sie se„hen, so gehe geschwind hin.“ Du wolltest es nicht glauben. So bald aber Wilhelm kam, und dir das nemliche erzählte, so glaubtest du es ohne Bedenken, giengst hin und fandst, daß es wahr war. Warum das? K. Weil ich glaubte, Robert wollte mir etwas weis machen, mich anführen; aber Wilhelmen traute ich das nicht zu. V. Zu welchem von beiden hattest du also Vertrauen? K. Zu Wilhelmen. V. Hingegen in Roberten setztest du? — K. Mißtrauen. V. Richtig! Willibald gieng in einen Garten und bekam da eine große Menge Pflaumen geschenkt. Als er sie nach Hause brachte, erboth sich seine Muhme, sie ihm aufzuheben und davon zu geben, so oft er einige essen wollte. Er wollte sie aber lieber mit sich in der Tasche tragen, als seiner Muhme in Verwahrung geben, weil er besorgte, sie möchte ihm einige davon nehmen. War das Vertrauen oder Mißtrauen? K. Das war Mißtrauen.

XX. Recht: Pflicht.

Kind. Lieber Vater, Herr Ernst hat mir immer gesagt: ich sollte meine Pflicht thun. Was ist das

für

für ein Ding? V. Hat dir es denn Herr Ernst nicht erklärt? K. Er hat gesagt: er wollte mir es morgen erklären; aber ich kann nicht so lange warten. V. Das kann ich dir sehr leicht erklären. Als gestern deine Mutter dich fragte: wo bist du gewesen? was antwortetest du ihr? K. Ich sagte: Vor dem Thore. V. Hättest du nicht auch sagen können: Ich bin im Garten gewesen? K. Nein! Das wäre nicht wahr gewesen. V. Wenn es nun auch nicht wahr gewesen wäre; was hätte das zu bedeuten gehabt? K. Es ist ja nicht recht, wenn man die Unwahrheit redet. V. Warum glaubst du denn, daß das nicht recht sey. K. Weil du mir es oft verbothen hast. V. So! Du hältst also das für unrecht, was ich dir verbothen habe? was ich dir aber heisse oder befehle? K. Das halte ich für recht. V. Ganz wohl. Glaubst du aber, daß ich den Kindern unseres Nach-

dir; so habe ich auch kein Recht ihnen zu befehlen, und es ist nicht ihre Pflicht mir zu gehorchen. Wenn also Herr Ernst gesagt hat: du sollst deine Pflicht thun, so heißt das nichts anders, als du sollst thun, was deine Eltern dir befohlen haben, und was du selbst für recht erkennest. Weil nun jeder Mensch mit andern Menschen in einer gewissen Verbindung steht, so hat auch jeder Mensch gewisse Rechte und gewisse Pflichten. Nemlich: Was einer fordern darf, das ist sein Recht: und was einer thun muß, das ist seine Pflicht. Z. B. Wenn ich dir sechs Aepfel gebe, und befehle, sie mit deiner Schwester zu theilen, so hat von dem Augenblicke an deine Schwester ein Recht von dir drei Aepfel zu fordern: du hast aber d[illegible] Pflicht, oder bist schuldig, ihr drei A[illegible] [illegible]n du einer [illegible]

Groschen zu fordern. V. Dagegen ist's des Verkäufers Pflicht? K. Mir reife Pflaumen zu geben. V. Und deine Pflicht? K. Und meine Pflicht ist es, ihm gutes Geld zu geben.

XXI. Ehre: Schande.

Kind. Lieber Vater, ist denn das eine Schande, wenn man krank ist? V. Nein, mein Kind, das ist keine Schande. K. Aber Christian schämte sich doch, weil er die Blattern gehabt hat. V. Hat Christian die Blattern gehabt? K. Ja, lieber Vater, hast du es nicht gesehen? Er hat rothe Flecke im Gesichte und auf den Händen. V. Und deßwegen schämte er sich? K. Ja! er wollte sich gar nicht sehen lassen, da wir heute zu [illegible] Eltern kamen. V. Das macht, weil [illegible] nicht versteht. Aber [illegible] fragst: ob [illegible] u wohl auch [illegible] nde ist. K. [illegible] du wohl, [illegible] andere? [illegible] ht. V. [illegible] e Leu- [illegible] ndi- [illegible] sich [illegible] ht [illegible]

als jener? K. Nein! der sich geübt hat, muß wohl verständiger seyn. V. Allerdings! du machst also einen Unterschied zwischen verständigen und unverständigen Menschen: welche von beiden können nun wohl besser beurtheilen, was gut oder schlecht sey? die Verständigen, oder die Unverständigen? K. Doch wohl die Verständigen. V. Das meine ich auch. Wenn nun verständige Leute dich für einen guten Menschen halten, eine gute Meinung von dir haben, dich loben und lieben, so ist dir das eine Ehre. Wenn aber verständige Menschen dich für einen schlechten Kerl halten, also eine schlechte Meinung von dir haben, dich tadeln und verachten, so ist dir das eine Schande. Glaubst du nun wohl, daß verständige Menschen den Christian darum verachten, oder eine schlechte Meinung von ihm haben werden, weil er die Blattern gehabt hat? K. Nein! das glaube ich nicht: denn er kann ja nichts dafür. V. Rec[illegible]
wofür der Mensch nichts kann
verständigen Mensch
Aber Christian
terkrankheit z
gekommen n
recht ausgel
sie unverstä
Spott und
Schande,
Ehre m
ben. W

hast und deine Mitschüler dich loben; ist dir das eine Ehre? K. Nein! V. Oder ist es dir eine Schande, wenn sie dich tadeln? K. Auch nicht. V. Und warum nicht? K. Weil sie es nicht verstehen. V. Wenn dich aber dein Lehrer lobt; ist dir das Ehre? oder wenn er dich tadelt, macht dir das Schande? K. Ja, denn er versteht es besser. V. Wenn August einen schlechteren Rock trägt, als du, hat er wohl Ursache sich darum zu schämen? K. Nein! gar nicht, denn er kann nichts dafür. V. Und wenn du ihn wegen seines schlechten Rocks verachtest, wäre ihm das Schande? K. Lieber Vater, das werde ich nicht thun. V. Ich glaube, daß du es nicht thun wirst. Wenn du es nun aber thätest; wäre ihm das Schande? K. Nein, im geringsten nicht. V. Von dir aber wäre es unverständig, wenn du ihn darum verachten wolltest. Wenn du aber ein besseres Kleid trägst; hast du Ursache darauf groß zu thun? oder macht es dir Ehre, wenn dich die Leute darum loben. K. Nein, es macht mir keine Ehre. V. Und verständige Leute werden dich auch darum nicht loben.

XXII. Schuld: Entschuldigung.

Kind. Ich kam heute zu spät in die Lehrstunde, und Herr Ernst fragte nach meiner Entschuldigung; aber ich konnte ihm nicht antworten: denn ich weiß nicht, was das für ein Ding ist: Entschuldigung.

V. Das will ich dir gleich sagen. Wir haben neulich einmal von Ursache und Folge gesprochen. Weißt du das noch? K. Ja, lieber Vater, das weiß ich noch. V. Nämlich: Wenn ein Ding macht, daß das andere geschieht; so nennet man Jenes? — K. Die Ursache. V. Und Dieses? — K. Die Folge. V. Recht! Wenn nun ein Mensch Ursache ist, daß etwas schlimmes erfolgt; so sagt man: Er ist Schuld daran, oder: er hat Schuld. Z. B. Wenn Paul dich mit einem Steine an den Kopf geworfen hat; so bekommst du eine Beule am Kopfe, und diese Beule macht dir Schmerzen. Kannst du nun wohl sagen: Paul ist Schuld daran, daß ich Schmerzen leiden muß? K. Ja, das kann ich sagen: denn wenn er mich nicht mit dem Steine geworfen hätte; so würde ich keine Beule haben. V. Ferner: Wenn man glaubt, daß ein Mensch Ursache an einer schlimmen Folge ist; so heißt es: Man giebt ihm Schuld etwas unrechtes gethan zu haben. Z. B. Wilhelm hat dir seinen Ball geliehen. Bald darauf ist sein Ball weg. Er glaubt, daß du ihn verloren hast; das heißt: er giebt dir Schuld seinen Ball verloren zu haben. Verstehst du das? K. Ja, das verstehe ich recht wohl. V. Wenn du ihm aber zeigst, daß du seinen Ball nicht verloren, sondern ihm wieder gegeben hast; so entschuldigest du dich, und die Rede, mit welcher du das thust, heißt eine Entschuldigung. Du zeigst ihm, daß du nicht Schuld daran bist, wenn er seinen Ball verloren hat. Du bist heute zu

spät

spät in die Lehrstunde gekommen. Herr Ernst hat aber geglaubt, daß du nicht Schuld daran bist: darum hat er nach deiner Entschuldigung gefragt. Das heißt: Er hat wissen wollen, durch welche Ursache du bist verhindert worden, zu rechter Zeit zu kommen. Nun sage mir, warum du zu spät gekommen bist? Hast du gespielt? K. Nein! lieber Vater, ich habe nicht gespielt: sondern die Mutter hatte mir etwas zu thun gegeben, und damit war ich nicht eher fertig geworden. V. Nun gut! Du warst also nicht Schuld daran, daß du zu spät kamst; sondern die Arbeit, die deine Mutter dir aufgegeben hatte: und wenn du dem Herrn Ernst das gesagt hättest; so wäre das deine Entschuldignng gewesen. Wenn du jähling aus der Stube giengst, und dein Bruder hinter der Thüre stünde, indem du sie aufmachtest; wärest du Schuld daran, wenn er von der Thüre umgestossen würde? K. Nein! ich wäre nicht Schuld daran. V. Könntest du dich entschuldigen? K. Ja! V. Was würdest du sagen? K. Lieber Bruder, ich wußte es nicht, daß du hinter der Thüre standest. V. Recht! das wäre also deine Entschuldigung.

XXIII. Lohn: Strafe.

Kind. Lieber Vater, bekommen denn die Leute einen Lohn dafür, wenn sie gestohlen haben? V. Wie kommst du auf diese Frage? K. Ich sahe gestern einen

nen Menschen gefangen führen, welcher gestohlen hatte, und die Leute sagten: Nun würde er seinen Lohn bekommen. V. Das haben die Leute nur zum Spott oder Scherz gesagt. Eigentlich hätten sie sagen sollen: Nun wird er seine Strafe bekommen. Aber weißt du denn, was Strafe ist? K. Ich denke, wenn jemand Schläge bekommt. V. Ja, das mag wohl eine Strafe seyn. Aber ich wünsche doch, daß du das besser verstehen lernst. Du hast mir neulich gesagt, daß du immer das wünschest und thust, was dir nützlich ist und Vergnügen bringt. Aber was dir Schaden bringt, oder dich mißvergnügt macht, wünschest oder thust du das auch? K. Nein! das thue ich nicht, und das wünsche ich auch nicht. V. Nun wohl! Wenn du etwas thust, das dir nützlich ist, und der Nutzen erfolgt wirklich; so heißt diese gute Folge der Lohn deiner Handlung. Wenn du aber etwas thust, das dir schädlich ist; so nennet man den Schaden oder das Leiden, das darauf folgt, die Strafe deiner Handlung. Z. B. Wenn du im Essen und Trinken mäßig bist, und nur so viel zu dir nimmst, als jedesmal nöthig ist, um Hunger und Durst zu stillen; ist dir das nützlich oder schädlich? K. Das ist mir nützlich. V. Was nützt es dir? K. Daß ich gesund und munter bleibe. V. Also ist die Gesundheit und Munterkeit der Lohn oder die Belohnung deiner Mäßigkeit. — Wenn du andern Leuten gern hilfst und dienst; ist dir das nützlich oder schädlich? — K. Das weiß ich nicht. V. Glaubst

du

du, daß die Leute, denen du Hilfe und Dienste leistest, deine Freunde oder deine Feinde seyn werden? K. Ich glaube, daß sie meine Freunde seyn werden. V. Ist es dir nützlich oder schädlich, wenn du Freunde hast? K. Es ist mir nützlich. V. Also ist die Freundschaft der Leute, denen du dienst und hilfst, eine gute Folge oder ein Lohn deiner Dienstfertigkeit. — Wenn du dich mit dem Messer in die Hand schneidest, ist dir das nützlich oder schädlich? K. Es ist mir schädlich. V. Macht es dir Vergnügen oder Leiden? K. Es macht mir Leiden. V. Wer ist nun Schuld an diesem Leiden: das Messer oder du, oder sonst jemand? K. Ich selbst bin Schuld daran. V. Wie so? K. Weil ich mich nicht in Acht nahm. V. Allerdings: weil du unvorsichtig mit dem Messer umgiengst. Folglich ist der Schmerz, den du leiden mußt, wenn du dich in die Hand geschnitten hast, eine üble Folge oder eine Strafe deiner Unvorsichtigkeit. Wenn nun alle Menschen immer das Nützliche thäten, und das Schädliche unterliessen; so möchte es wohl gut seyn: aber es ist schlimm, daß viele Menschen gar nicht wissen, was ihnen nützlich oder schädlich ist. Daher bilden sie sich oft ein, daß ihnen das nützlich sey, was doch schädliche Folgen hat, und umgekehrt halten sie auch oft für schädlich, was ihnen doch wirklich nützlich ist. K. Wer sind denn diese Leute? V. Mit einem Worte: alle unwissende Leute. Kleine Kinder und auch Erwachsene, die in ihrer Jugend faul gewesen, und also unverständig

geblieben sind. K. Also thun diese Leute wohl mit Fleiß das, was ihnen Schaden oder Leiden bringt? V. Freilich, und zwar, weil sie in der irrigen Meinung stehen, daß es ihnen Nutzen oder Vergnügen bringen werde. Z. B. Kunz kommt an einen Tisch, wo viele wohlschmeckende Speisen vorgesetzt werden. Soll er davon so viel als möglich in sich stopfen? K. Nein! V. Warum nicht? K. Weil ihm das schädlich seyn würde. V. Aber Kunz bildet sich ein, daß es ihm nützlich sey, weil's ihm gut schmeckt; ißt also ganz unmäßig. Den folgenden Tag ist er krank. Diese Krankheit war eine schlimme Folge oder eine Strafe seiner Unmäßigkeit. Eben so der Mensch, den du hast sehen gefangen führen. Er ist in des Nachbars Garten gestiegen und hat ihm die Aepfel gestohlen, weil er geglaubt hat, daß es ihm Nutzen oder Vergnügen bringen würde, wenn er diese Aepfel hätte. Aber nun läßt ihn die Obrigkeit ins Gefängniß sperren; und alle Menschen, die ihn kennen, halten ihn für einen Dieb. Ist ihm nun das Nutzen oder Schaden? K. Das ist ein Schade für ihn. V. Folglich eine Strafe seiner Thorheit.

XXIV. Gebrauch: Mißbrauch.

Kind. Lieber Vater, ist es denn wahr, daß der Mißbrauch verbothen ist? V. Wer hat dir denn das gesagt? K. Meine Schwester sagte es. Ich fragte

sie,

ſie, was der Mißbrauch wäre; aber ſie wußte es ſelbſt nicht. V. Wenn du willſt; ſo ſollſt du es gleich lernen. K. Wenn du mir es erklären willſt; ſo werde ich es mit Vergnügen lernen. V. Alles was du haſt, iſt dir nicht blos darum gegeben, daß du es haben — ſondern, daß du etwas damit machen ſollſt. Z. B. das Brod, wozu wird dir das gegeben? K. Daß ich es eſſen ſoll. V. Der Ball? K. Daß ich damit ſpielen ſoll. V. Die Bücher? K. Daß ich darinn leſen ſoll. V. Wenn du nun das mit jedem Dinge macheſt, wozu es dir gegeben iſt; ſo heißt es der rechte Gebrauch. Wenn du das Brod iſſeſt, mit dem Balle ſpielſt, und in dem Buche lieſeſt; ſo gebraucheſt du dieſe Sachen recht. Wenn du aber etwas damit macheſt, das du nicht ſollſt; ſo heißt das Mißbrauch, und dieſer iſt freilich verbothen. Z. B. Haſt du Kleider? K. Ja! lieber Vater, ich habe Kleider. V. Was ſollſt du damit machen? oder, wozu ſollſt du deine Kleider gebrauchen? K. Ich ſoll ſie anziehen. V. Wenn du nun alſo deine Kleider anzieheſt; iſt das Gebrauch oder Mißbrauch? K. Ich glaube, daß das Gebrauch iſt. V. Allerdings! Wenn du aber mit deinen Kleidern den Tiſch und den Fußboden abwiſcheſt: iſt das Gebrauch oder Mißbrauch? K. Das iſt Mißbrauch. V. Ich will dich noch etwas fragen. Wenn du den Ball nimmſt und deiner Schweſter an den Kopf wirfſt; iſt das recht oder unrecht? K. Unrecht. V. Iſt er dir dazu gegeben? K. Nein! dazu nicht. V. Iſt das alſo rechter

oder unrechter Gebrauch? K. Unrechter Gebrauch. V. Wenn du mit dem Messer deine Speisen zerschneidest; ist das Gebrauch oder Mißbrauch? K. Das ist Gebrauch. V. Wenn du aber dein Brod nicht issest, sondern kleine Kugeln daraus machst, um damit zu spielen; ist das Gebrauch oder Mißbrauch? K. Das wäre ein übler Mißbrauch. V. Glaubst du nun, daß das befohlen oder verbothen ist? K. Das ist verbothen. V. Eben so ist überhaupt aller Mißbrauch unrecht und verbothen.

XXV. Aussprache.

Kind. Lieber Vater, ist denn das recht, wenn man spricht: Kafts kani Bösn? V. Wer hat denn so gesagt? K. Ein Bauer rufte so zur Thüre herein. V. Das muß man solchen Leuten nicht übel nehmen: denn sie haben es nicht besser gelernt. Damit du aber besser sollst reden lernen, so bekommst du ordentlichen Unterricht in der reinen Aussprache. K. Was ist denn das: die Aussprache? V. Das ist die Art, seine Töne und Worte auszusprechen. Du wirst also gemerkt haben, daß die Bauern auf dem Dorfe, und auch manche Leute in der Stadt ganz anders sprechen als wir. K. Ja! lieber Vater, das habe ich gemerkt. Denn da unlängst die Mutter einen Bauer fragte: wie viel er Eyer gebe? so sagte

er: Söz Ar um an Groschn. V. Sprichst du denn nicht auch so? K. Nein! lieber Vater! ich spreche: sechs Eyer um einen Groschen. V. Nun siehe, das kommt daher, weil du die reine Aussprache gelernt hast. Wärest du aber, so lange du lebst, nur immer bei Bauern gewesen; so würdest du dich auch an ihre grobe Aussprache gewöhnt haben. Du wirst am besten thun, wenn du die Worte allezeit so aussprichst, wie du sie mich und Herr Ernsten sprechen hörst.

XXVI. Uebung.

Vater. Komm her, Kind! Lies mir einmal diesen Brief vor. K. Lieber Vater, das kann ich nicht. V. Du kannst das nicht? — Hat dich Herr Ernst nicht gelehrt, geschriebene Schrift lesen? K. Ja, er hat mich es wohl gelehrt; aber es ist so schwer. V. Es ist nicht schwer: du mußt dich nur fleißig üben: so wirst du es bald lernen. K. Lieber Vater, wie soll ich denn das machen? V. Eine Sache üben heißt: sie oft thun: denn dadurch lernt man sie. K. Ich denke, man lernt sie in der Schule. V. Ja, mein Kind, in der Schule bekommst du Unterricht. Wenn du aber das, was dir in der Schule ist gewiesen worden, fleissig thust, und zwar nach der Vorschrift thust, die dir gegeben ist; so heißt es: du übst dich:

und durch diese Uebung wird dir die Sache so leicht werden, daß du hernach gar keinen Unterricht mehr brauchen wirst. Z. B. Du kannst ja schon gedruckte Bücher lesen: wer hat dich das gelehrt? K. Herr Ernst hat es mich gelehrt, und du hast mich auch manchmal gelehrt. V. Hat dir denn Herr Ernst immer nur vorgelesen? oder hast du auch selbst gelesen? K. Ich habe immer selbst lesen müssen. V. Nun siehe, das ist also die Uebung gewesen. Wenn dir Herr Ernst nur immer vorgelesen hätte, und dich niemals hätte selbst lesen lassen; so würdest du nimmermehr haben lesen gelernt. Aber weil du oft gelesen hast; so ist es dir durch diese Uebung nach und nach so leicht geworden, daß du jetzt ohne Mühe lesen kannst. Lies eben so oft Federschrift; so wirst du es durch die Uebung auch lernen. Die nemliche Bewandniß hat es auch mit dem Schreiben, mit dem Tanzen und mit allen andern Künsten. Erst mußt du dir weisen lassen: wie man schreibt oder tanzt: alsdenn mußt du es oft thun, und zwar so thun, wie es dir ist gewiesen worden. Das heißt: Du mußt dich üben, und durch diese Uebung wirst du von Tage zu Tage besser schreiben und besser tanzen lernen. Durch solche Uebung entsteht auch die Gewohnheit. Doch davon morgen.

XXVII.

XXVII. Gewohnheit.

Vater. Wenn man eine Handlung so oft thut, daß man zuletzt nicht mehr weiß, wenn man sie thut: so heißt es eine Gewohnheit. Wenn das nun gute und anständige Handlungen sind; so entstehen daraus gute Gewohnheiten. Wenn's aber Unarten, oder unanständige Dinge sind, so werden es üble Gewohnheiten. Z. B. Ich habe dir gesagt: du sollst dir alle Morgen, sobald du aufgestanden bist, Hände und Gesicht waschen: thust du das? K. Ja, lieber Vater, das thue ich alle Tage. V. Muß dich allezeit jemand daran erinnern? K. Das ist nicht nöthig; denn ich thue es, auch wenn mich niemand daran erinnert. V. Also ist es dir schon zur Gewohnheit geworden, und du kannst sagen: ich habe die Gewohnheit, mich alle Morgen zu waschen. Und weil das zur Reinlichkeit und guten Ordnung gehört; so ists eine gute Gewohnheit. Ferner: so bald es Zehen schlägt, nimmst du dein Buch und gehst in die Lehrstunde, wenn dich gleich niemand daran erinnert: ist das wohl eine Gewohnheit? K. Ja! denn ich thue es alle Tage. V. Wenn du aber heute zu Mittage dein gutes Kleid anziehst, weil wir Gäste bekommen: ist das Gewohnheit? und kannst du sagen: ich habe die Gewohnheit, zu Mittage mein gutes Kleid anzuziehen? — K. Lieber Vater,

soll

soll ich denn alle Tage mein gutes Kleid anziehen? V. Nein, mein Kind, nur heute: weil wir nicht alle Tage Gäste haben. K. Nun, so wird es auch keine Gewohnheit werden. V. Du hast Recht, denn eine Handlung, die man nur einmal oder selten thut, heißt nicht Gewohnheit; was man aber alle Tage, oder noch öfter thut, das ist Gewohnheit. Ich habe einen Menschen gesehen, der allezeit lachte, wenn er redete. Ein anderer hustete allezeit, ehe er das Wort heraus brachte. War das nöthig? K. Nein! denn man kann reden, ohne zu lachen und ohne zu husten. V. Gleichwohl war es diesen Leuten so zur Gewohnheit geworden, daß sie nicht wußten, wenn sie es thaten. Hältst du es nun für anständig oder für unanständig? K. Ich halte es für unanständig. V. Waren es also gute oder schlechte Gewohnheiten? K. Schlechte. V. Ganz recht: und vor solchen muß man sich hüten.

Inhalt.

	Seite
Erster Abschnitt. Von dem Menschen .	9
Zweiter Abschnitt. Von dem menschlichen Leben.	12
Dritter Abschnitt. Von den Körpern und elementarischen Materien	15
Vierter Abschnitt. Von der Welt . .	19
Fünfter Abschnitt. Von der Erde . .	22
Sechster Abschnitt. Von den Mineralien .	26
Siebenter Abschnitt. Von den Pflanzen .	29
Achter Abschnitt. Von den Thieren . .	36
Neunter Abschnitt. Von den Bedürfnissen des menschlichen Lebens. . . .	54
Zehnter Abschnitt. Von den Gesellschaften und Lebensarten der Menschen . .	63
Eilfter Abschnitt. Von dem Nutzen und Schaden der Dinge	73
Zwölfter Abschnitt. Von der Erkenntniß durch Sinne und Verstand	81
Dreizehnter Abschnitt. Von der Sprache und der Schrift.	87
Vierzehnter Abschnitt. Von den Zahlen und Maaßen	90
Fünfzehnter Abschnitt. Von der Zeit. .	93
Sechzehnter Abschnitt. Von Gott . .	95
Siebenzehnter Abschnitt. Von meinen Begierden und Wünschen	97
Achtzehnter Abschnitt. Von meinem gegenwärtigen Zustande	100
Neunzehnter Abschnitt Von den Sitten .	102
Zwanzigster Abschnitt. Vom Fleisse . .	103
Ein und zwanzigster Abschnitt. Von der Ordnung	105
Zwei und zwanzigster Abschnitt. Von der Mäßigkeit	106
Drei und zwanzigster Abschnitt. Von der Menschenliebe	108

Inhalt.

Seite

Vier und zwanzigster Abschnitt. Von der Gerechtigkeit 109

Fünf und zwanzigster Abschnitt. Von der Aufrichtigkeit. 112

Sechs und zwanzigster Abschnitt. Von der Bescheidenheit 113

Einige Sprüche 115

Gespräche.

I. Zeichen: Kennzeichen 120

II. Eigenschaft 124

III. Das Ganze: der Theil 127

IV. Unterschied: Gleichheit. . . . 130

V. Ursache: Folge 132

VI. Veränderung: Verwandelung . . 135

VII. Freiheit: Zwang 138

VIII. Stärke: Macht. 139

IX. Fest: Flüssig 142

X. Empfinden: Erfahren 144

XI. Urtheil 146

XII. Schliessen: ein Schluß 148

XIII. Angenehm: Unangenehm: Gleichgültig 151

XIV. Reue 152

XV. Klug: Thöricht 155

XVI. Mitleid 157

XVII. Freund: Feind 159

XVIII. Freund: Feind. (Fortsetzung.) . 161

XIX. Vertrauen: Mißtrauen 164

XX. Recht: Pflicht 166

XXI. Ehre: Schande. 169

XXII. Schuld: Entschuldigung. . . . 171

XXIII. Lohn: Strafe 173

XXIV. Gebrauch: Mißbrauch 176

XXV. Aussprache 178

XXVI. Uebung. 179

XXVII. Gewohnheit. 181

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Thieme, Karl Traugott,

Erste Nahrung für den gesunden Menschenverstand

Wien [u.a.] 1800

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Philos.5131
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11112208-7
VD18 12571873-001